

7-111

Fünf Jahre hinter Stacheldraht

Inhalt

Tagebuchblätter aus Barcelona	1
Gefangen	8
Fort St. Nicolas (Marseille)	16
Der Ponton (Marseille)	24
Sträflingskolonie Casabianda (Korsika)	27
Typhusepidemie	49
Bis zum Jahresende	59
Das Jahr 1915	66
Uzès (Dept. Gard - Südfrankreich)	82
Mauern und Menschen	87
Die Trompetenuhr	93
Nachklänge	102
Die Nervensäge	103
Quer durch Frankreich	120
Ile Longue (bei Brest)	125
Tagebuch aus Ile Longue	135
Das Ende	189

B I L D E R

Textbilder:

Gefangen		Deckblatt
Drei Kameraden - Lichtbild aus Uzès		Deckblatt
Gustavo Fritz Lichtbild aus Ile Longue		16/7
Casabianda - Die Scheuer - Unser Heim		30/31
Korkeiche		38/39
Waschgelegenheit und Abort		47/48
3 Tage cachot		58/59
U z è s - Kaserne - Zimmer 119		81/82
Hof und cachot		86/87
Das Schloss		93
Luderers Kaffeemühle		95/96
Blick auf die Kathedrale		101
Unser Freund (Petroleumvergaser		109/10
Kriegskaffeekanne	er	113/14
Brest		120
Ile Longue - Warten auf Post - Unser Garten		122/23
Dorf Frêt		124/25
Lagerstrasse		125
Küche		128/29
Raumkunst - Fitje und Hahn		134/35
Selbstbildnis		139/40
Lager - Türkenbaracke		150/51
Allein		161/62
Gedenkblatt Sportfreunde (Im Lager gedruckt)		167/68
Wir richten eine Stube ein		172
Heimkehr		188
In der Baracke		190

Bildernachtrag:

Blick auf die Brester Bucht
 Wer ist der Gefangene ?
 Der Berner Austauschvertrag von 1918
 Der Wachmann vom Innenministerium -Austausch
 Entwurf zu einem Ex libris
 Hockey - Fussball - Lichtbild
 Theater - Die Medaille (Thoma
 Alt Heidelberg - Lageraufnahmen
 Die Versunkene Glocke Gerhard Hauptmann(Aufnahme)



Gefangen



Gustavo
Fritz

Ich

Fitje
Stemann

Tagebuchblätter aus Barcelona

Auf dem Tibidabo,
Sonntag den 2. August 1914.

Krieg oder Frieden? Von bangen Zweifeln gequält, blicke ich von der geländerumschlossenen Terasse herab auf das tief unter mir sich ausbreitende Häusergewirr. Heisse Augustsonne brütet über der weissen Steinmasse. Weit draussen liegt das blaue Meer in träger Ruhe da, am Horizont in einen silbernen Streifen verlaufend. Sonntägliche Stille ringsum, nur ab und zu klingen Menschenstimmen aus den Gärten zu meinen Füssen herauf.

In mir tobt der Sturm. Seit der Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien wird vom Krieg der Grossmächte in den Zeitungen berichtet. Was auf der Titelseite in grossen Lettern als Gewissheit bezeichnet wird, wird auf der letzten Seite wieder dementiert. Jeder Tag bringt Meldung und Widerruf, Spannung und Entspannung. Als ich gestern über die menschenwimmelnden Ramblas ging, war die Kriegserklärung in Telegrammform wieder zu lesen.

Ich erinnere mich an den Sommer des Jahres 1911, an den Sommer von Agadir. Damals, es war in Antwerpen, flog mein Pulsschlag beim Lesen der erregten französischen Blätter, welche zum Krieg gegen Deutschland hetzten, doch heute wie damals sprach aus den deutschen Zeitungen die Ruhe.

Gestern Nacht traf unser Chemiker aus Deutschland ein. Mit besorgter Miene erzählte er, dass in Deutschland der Güterverkehr eingestellt sei und auch bei seiner Durchfahrt durch Frankreich alle Vorkehrungen für sofortige Truppentransporte zu sehen gewesen seien. Dennoch glaubt er

nicht an einen Kriegsausbruch.

Wir werden ja auch sicher einen Wink bekommen, man lässt Hunderte von gedienten Leuten doch nicht sitzen, wenn es gilt gegen den Feind zu ziehen. Wir warten von Tag zu Tag auf eine Nachricht, gehen täglich mehrere Male zum Konsulat, wo man uns rät zu bleiben und nicht abzufahren.

Die Anspannung aller Seelenkräfte ist nicht auszuhalten. Ich will unbedingt über Italien nach Deutschland abreisen. Meine Chefs raten mir dringend ab. Wie können Sie auf blosser Gerüchte hin fahren? Was wird Ihr Haus in Deutschland zu solch jugendlichem Leichtsinn sagen? Indessen zermartere ich mich in Zweifel und Ungewissheit.

Auf den Hafen zu schwimmt ein Dampfer. Es ist die Principessa Mavalda, vielleicht das letzte Band zur Heimat

Ein kalter Windstoss lässt mich plötzlich erschauern. Krieg? Lasst mich kämpfen und sterben für meine schöne Heimat, die ich voll Inbrunst und mit gläubigem Herzen liebe -----

Mit bangen Ahnungen, quälenden Zweifeln steige ich in der Dämmerung des Abends hinab, den Lichtern der Stadt zu.

Montag, den 3. August 1914.

Das Grosse, Unfassliche ist eingetreten. Am Tor des deutschen Konsulats stiert mir der kleine maschinengeschriebene Zettel entgegen:

" Seit gestern befindet sich das Reich mit Russland im Kriegszustand"

Die Treppe hinauf in die Räume drängen sich die wehrfähigen Deutschen, um sich zur Abreise zu melden. Sie

drängen sich zu Hunderten vor dem Gebäude, unter äusserlicher Ruhe das Stürmen des Herzens verbergend. Sie alle wollen für ihre Heimat einstehen und beneiden jene Glücklichen, über deren Brust sich jetzt schon das feldgraue Tuch spannt. Sie die draussen mit den Werkzeugen des Friedens für das Vaterland wirkten, müssen jetzt in banger Untätigkeit warten, bis ihnen Gelegenheit gegeben ist, die Heimat zu erreichen, denn alle Reedereien weigern sich, Deutsche und Oesterreicher nach dem neutralen Italien, dem einzigen Weg nach Deutschland, zu befördern.

Im Sport, im Turnen, im Wandern haben wir unseren Körper gestählt, um bereit zu sein für den Lebenskampf, nun wir den besten Kampf, den Eisenkampf für Deutschland kämpfen können, nun wir unsere jungen Leiber in die Wage der Entscheidung werfen möchten, müssen wir warten, muss unsere Begeisterung schweigen, müssen wir Schreiber sein, während in der Heimat zu dieser Stunde Millionen von Brüdern Wehr und Waffen umgürten und für das Teuerste kämpfen dürfen, unser Deutschland.

Durch die ungeheuer belebten Strassen rennen mit Stössen von Papier kreischende Zeitungsjungen. Der Ruf "guerra" schallt wie ein einziger, anhaltender Schrei zum Himmel empor. Krieg! Krieg!
Eile! Eile! ruft es in mir. Jeder Schrei der Zeitungsträger wirkt wie ein Messerstich in ein gequältes Herz. Eile! Eile!
Die Heimat wartet auf Dich! Undankbarer, warum kämpfst Du nicht? Eile! Eile!

Wie ein wüster Traum erscheint mir die Wirklichkeit. Ich eile nach Hause, wühle mein Gesicht in die Kissen und schreie aus gequälter Brust: "Schütze mein Deutschland, lass mich in die Heimat kommen!"

Mittwoch, den 5. August 1914.

" Seit gestern befindet sich das Reich mit
Grossbritannien im Kriegszustand"

meldet der weisse Zettel am Tor des deutschen Konsulats.

" There is war between Great Britain and Germany"
vermerkte schon einen Tag früher der Anschlag am britischen
Konsulat.

Nun stehen sie alle, durch Neid und Missgunst zusammen-
geführt, Russland und Frankreich, England und Belgien,
Serbien und Montenegro gegen uns. Also auch England hat
die Maske fallen lassen. Auch das stolze Albion gesellt
sich zu der Meute, um die Führung im Bund der Gegner zu
übernehmen, um deutsche Kultur, deutsche Freiheit an
Moskowiter und Welsche zu verraten. Sie, die von der
Geschichte vorbestimmten Mitträger germanischer Ideen,
schlagen sich um schnöden Vorteils willen zu unseren Feinden,
üben freventlichen Verrat an Deutschlands Betsimmung in
der Welt.

Waren wir Deutsche dem politisch blind und unerfahren
oder sind wir getäuscht worden? Eines wie das andere.
Von unserem germanischen Standpunkt aus sahen wir in England
unseren Mitkämpfer in der Welt, mit uns sollte es den Erd-
ball mit neuem, tätigem Geist durchdringen, aber nie war
es uns ins innerste Bewusstsein gedrungen, dass kalte,
nüchterne Berechnung alle Handlungen Englands bestimmt.
Daher die riesengrosse Enttäuschung. Blut von unserem Blut
kämpft gegen uns. Der Held einer jahrhundertelangen Ent-
wicklung tritt gegen uns auf.

Noch ruhen im Dunkel die Gescheicke der Völker. Schwer
braut sich das Wetter zusammen und die ersten Blitze zucken
über die Schlachtfelder, auf denen deutsches Blut für Frei-
heit

fliessen soll. Wir, die wir von der Heimat abgeschnitten sind, fühlen den Druck im Herzen so stark, dass er zum körperlichen Schmerz wird. Ruhelos irren wir umher. Ich irre durch Strassen voll unerträglichen Lebens, auf einsamen Wegen hinaus in die Berge, indes Deutschland den kampf-erprobten Panzer umgürtet um heiliges Land zu schützen.

Sonntag, den 9. August 1914.

" Deutsche Heere stehen vor Lüttich "

berichten spanische Blätter. Doch was geschieht dort? Wir lesen von todesmutigen Belgiern, von kampfesmäden Deutschen, von belgischen Siegen, von deutscher Niederlage. Deutsche Nachrichten kommen nicht mehr durch.

Das sollen wir glauben? Glauben, dass Deutschlands Söhne feige sind? Glauben, dass deutscher Stahl vor welschen Streichen splittert? O Ihr Glücklichen, die Ihr den Zweifel überwunden, die Ihr in Feindesland mit Schwert- hieben die Zeitung schreibt!

Zwei Zeilen stehen verloren in der Zeitung, dass Lüttich gefallen ist. Doch ganze Seiten, rauschende Be- richte stehen darin: "Lüttich steht und kämpft, deutsche Heere fluten gebrochen zurück." Ich sehe wie die Gebäude der belgischen Strassenbahngesellschaftgeflaggt haben.

O mein Herz, nün fühle ich, welch schmerzhaftige Wunden bitterer Zweifel mir noch bereiten wird. Fern von der Heimat, untätig, deutschlandverleumdende Presse vor Augen soll ich leiden ohne Gegenwehr, soll ich blasierte Affen über Deutschland lächeln sehen? Ist das nicht Martertod? Wohl dem, der von tausendfachem Tod umbrandet, trotzig die Faust ums Gewehr spannt.

Doch wenn der Blätterwald millionenfach rauscht: "Lüttich steht" wenn Millionen Lästerzungen Deutschland

höhnern, so sagt mein Herz: " Lüttich fällt und Deutschland wird stehen fort und fort".

Was wisst ihr Welschen denn von deutscher Kraft, von seinem ehernen Willen. Sieghaft weilt er mitten unter Euch und bricht sich Bahn durch morschen Schutt trüg gelebter Jahrhunderte. Habt Ihr Deutschland bei der Arbeit gesehen, versteht Ihr deutsche Art und deutsches Wesen, deutsche Schönheit und deutsche Kunst? Wisst Ihr, wie deutsche Heere schlagen, wenn sie feindlicher Uebermut gereizt? Ihr werdet's noch erfahren und wenn Euch dann die Augen aufgehen, so möget Ihr wissen, dass nur ein Land gleich gewaltig ist in Frieden und Krieg: Mein Deutschland!

Sonntag, 23. August 1914.

Die ersten deutschen Nachrichten! Sie verkündend schwebten sie durch die Lüfte, Freunde fingen sie heimlich auf und brachten sie auf verschwiegenen Wegen in die Stadt. Da steht der kurze und klare Bericht vor meinen Augen, gezeichnet vom Generalquartiermeister von Stein, mit gewaltigem und frohem Inhalt: Die Lothringer Schlacht von uns gewonnen, 10 000 Franzosen gefangen, 150 Geschütze erbeutet.

O Jubel im Herzen! O glückverheissendes Zeichen deutscher Kraft! Lass die Feinde lügen, von Siegen die Spalten ihrer Blätter füllen, deine Sprache, mein Deutschland, sei schlicht und wahr, dein Schwertschlag tief und verderblich O deutsche Worte, wie schlicht und wahr kündet ihr die stolze Waffentat, nie klangen deutsche Laute schöner als heute.

Heil Euch Ihr Tapferen, deren Siegerstirnen der erste Lorbeer schmückt, die Ihr den Feind in blutiger Schalcht geworfen! O heiliges Geschick, ein Deutscher zu sein von Eurem Blut und Stamm! O könnten mich Adlerflügel zu Euch tragen, mit Euch zu kämpfen, in Euren Reihen mit dem

Schwert an des Vaterlandes Zukunft zu schmieden! In meinem Herzen hämmert es vor Lust, vor ungestillter Kampfbegier. O hoffnungsvoller Beginn des Völkerringens, aus dem Du gewltig hervorgehen wirst, mein Vaterland---
----- Tausend Pläne durchkreuzen mein Gehirn, wie ich durch die Feinde hindurch nach Deutschland gelangen könnte, doch keine Möglichkeit des Gelingens tut sich vor mir auf. Die Arbeit des Tages ekelt mich an. Ich soll für schmutziges Geld tagelöhnern, indessen meine Brüder ihr Herzblut vergiessen. Stoss mich nicht von Dir, o Heimat, der ich Dir in der Entscheidungsstunde nicht anders beistehen kann als im Gebet und im Glauben an Dich und Deine Zukunft. Lass mich zu Dir kommen, lass mich kämpfen für Dich, auf dass Ruhe komme in mein gequältes Herz. Ein Heimatloser fleht zu Dir.

Gefangen

Tage- und wochenlang war ich umhergelaufen, um eine Gelegenheit, nach Italien zu kommen, ausfindig zu machen. Endlich, mit Hilfe deutscher Freunde, gelang es eine Schiffskarte auf einem kleinen spanischen Dampfer zu erhalten, der es wagte, die französische Blokade im Mittelmeer zu durchbrechen. Im Dunkel der Nacht verliess ich meine Wohnung, einen Brief an meine spanischen Wirte zurücklassend, indem ich mich von ihnen verabschiedete. In einer kleinen Kneipe an der Rambla verbrachte ich mit zwei Gefährten die letzten Stunden vor der Abfahrt. Im Dunkel des Frühmorgens des 9. Oktober 1914 ging ich mit wenigem Handgepäck zur Liegestelle des etwa 1000 Tonnen grossen Dampfers "Federico", der nach etwa einer Stunde abfuhr. Rund 170 Deutsche und Oesterreicher kamen an Bord, um die Ueberfahrt zu wagen. Da es dem Kapitän, wie uns gesagt wurde, schon zweimal gelungen sei, Deutsche nach Italien zu bringen, so war jedermann von dem guten Gelingen des Unternehmens überzeugt. Ja es war sogar diesmal darauf Bedacht genommen worden, bei Aufstellung der Passagierliste in erster Linie gediente Leute, die noch immer von aller Herren Ländern in Barcelona zusammenströmten, zu berücksichtigen. Auch eine Anzahl Offiziere, die in süd- und mittelamerikanischen Republiken als Instrukteure tätig gewesen waren, machte die Fahrt mit.

Doch was ist dort am Kai! Da kommen noch einige Deutsche mit grossen Kabinenkoffern an und streiten sich mit den Kutschern um den Fahrpreis. So etwas Unüberlegtes! Einer von den Kutschern schreit: "Ich werde Euch an die Franzosen verraten!" Ja, wie ist das bloss möglich! Wir waren jedoch zu überzeugt vom guten Gelingen der Fahrt,

als dass wir der Sache grosse Bedeutung geschenkt hätten. Zudem siegte der Wunsch, dem Vaterland in seiner Not zu helfen, rasch über das emporsteigende Gefühl der Unruhe. Recht eng ging es inzwischen auf dem kleinen Frachtdampfer her, in dessen Laderäumen die Matratzen zum Ausruhen für uns dicht nebeneinander lagen. Die See war spiegelglatt, ein sonniger Morgen zog herauf. So ging jeder von uns an Deck, setzte sich auf Taue oder Segel und genoss den Anblick der spanischen Steilküste, auf welche die Morgensonne golden herunterschien. Erst fuhren wir ein Stück nach Süden, der Küste entlang, änderten jedoch bald den Kurs nach Osten und verloren das Land ausser Sicht.

Wir hatten Zeit, uns unter der bunten Gesellschaft umzusehen. Ueberall bildeten sich Gruppen an Deck. Gummimantelbekleidete Geschäftsreisende unterhielten sich über die südamerikanischen Republiken. Instruktoren aus den gleichen Breiteregraden erzählten, welche Mühe es mache, die Leibschwadron des jeweiligen Präsidenten zusammenzustellen, weil immer wieder Mannschaften mit Uniform und Pferd verschwänden. An einer anderen Stelle turnen reichteätowierte Matrosen voll Uebermut zwischen dem Tauwerk herum. In einer Ecke steht ein entsetzlich dürrer Steuermann und erzählt von schauderhaften Segelreisen um Kap Horn. Aber eine ganze Anzahl steht an der Reeling und sieht mit fiebernden Augen ins Weite, das rettende Land suchend. Doch die Seeluft mach Hunger. Vorsorglicherweise habe ich einen tüchtigen Reiseproviant eingepackt, denn bald mussten wir zu unserem Leidwesen feststellen, dass der "Federico" überhaupt keine Lebensmittel an Bord hatte.

Im Laufe des Tages sichteten wir einen grossen Dampfer, der Steuerbord vorbei nach Süden fuhr. Flagge hatte er keine gesetzt. Bei seiner Annäherung verkroch sich alles unter Deck. Wir fragten uns, ob er uns funkentelegrafisch gemeldet haben könnte. Da sich jedoch während des ganzen Tages weit und breit nichts sehen liess, beruhigten wir uns wieder. Es wurde Nacht. In drangvoll fürchterlicher Enge legten wir uns auf die Matratzen.

Ein herrlicher Morgen zog herauf. Ueber dem tiefblauen Meer wölbte sich ein wolkenloser strahlend hellblauer Himmel. Ringsum war nichts zu sehen als flimmernde, glitzernde Flut. Gegen Mittag wurde uns gesagt, dass in zwei Stunden jede Gefahr überstanden sei. Ich war gerade in den mit "Salon" bezeichneten schmutzigen Aufenthaltsraum im Hinterschiff herabgestiegen, als von Deck der Ruf erscholl: "Zwei Rauchwolken in Sicht!" Jetzt stürzten alle Passagiere unter Deck. Nach einigen Minuten bangen Wartens kamen Leute mit bleichen Gesichtern herunter und sagten tonlos: "Zwei Torpedoboote halten auf uns zu!" Wir klammerten uns an die Hoffnung, man würde unser Schiff als harmlosen Neutralen weiterfahren lassen. Was nun folgte, schien mir eine Ewigkeit. Ganz still war es in dem menschengefüllten Schiffsraum, nur das einförmige Geräusch der mahlenden Schraube war zu vernehmen. Auf einmal hört auch dieses auf. Das Schiff stoppt. In diesem Augenblick ist es mir, als ob auch mein Herzschlag aussetzen müsste. Ich höre das Wellenplätschern eines heranfahrenden Boots, dann tönt eine helle, schneidende Stimme von aussen durch die unheimliche Stille: "Follow me to Tolon!" Folgen Sie mir nach Toulon. Unser Los war besiegelt.

Einem Kameraden gegenüber erklärte der französische Schiffsoffizier, ein junger Leutnant, wir hätten nicht nötig gehabt, uns unter Deck zu verstecken, denn er habe gewusst mit was für einem Schiff er es zu tun gehabt habe. Wer war der Verräter? Sass er in Barcelona oder war es der grosse Dampfer ohne Flagge vom Tag zuvor? Was half es, dass wir uns die Köpfe darüber zerbrachen. Später nannten wir die Begebenheit grimmig " die Seeschlacht bei Toulon". Als bei einer der zahllosen Personalaufnahmen durch die Franzosen auf die Frage, wo er gefangen worden sei, ein Gefangener dies zur Antwort gab, wurde er sofort drei Tage eingesperrt.

Wir waren indessen in denkbar niedergedrückter Stimmung wieder an Deck gekrochen. Zwischen zwei kleinen Torpedobooten- das eine vor uns, das andere hinter uns - ging die Fahrt nach Norden. Bald kam ein starker Wind auf. Es begann zu regnen und unsichtig zu werden. Wir fragten uns warum ist das Wetter nicht sechs Stunden früher so gewesen. Dann wäre der Federico wohl kaum entdeckt worden. Wie Spielzeuge tanzten die winzigen Torpedoboote auf den Wellen und wir wünschten ihnen aus tiefstem Herzensgrund ein nasses Grab. Aber was half es? Auch unser Schiff begann zu rollen und eine ganze Anzahl Kameraden wurde seekrank. Ich wunderte mich, dass ich selbst nicht davon befallen wurde, befand ich mich doch in einem vollständig niedergeschmetterten Zustand. Der Abend dunkelte schon stark, als wir durch eine Reihe von Blinklichtern zwischen den Iles d'Hyères durchfuhren. In tiefer Nacht ankerten wir mitten im Touloner Hafen. In weitem Halbkreis blitzten und flimmerten die Lichter der Stadt. Wir mussten in den

Schiffsraum hinuntergehen und wurden eingeschlossen. In unruhigem Schlaf höre ich das Plätschern des Wassers gegen den Rumpf unseres Schiffes, den Motor des uns umkreisenden Wachboots. Schliesslich aber falle ich vor Erschöpfung und Hunger - meinen letzten Vorrat hatte ich am Morgen verzehrt - in tiefen Schlaf.

Quälender Hunger weckt mich am Morgen. Es ist ja Sonntag. Wir müssen an Deck gehen, wo ringsum französische Marinesoldaten mit aufgepflanztem Bayonett stehen. Ein Blick in die Umgebung belehrt mich, dass wir uns mitten im Kriegshafen befinden, dessen schmale Einfahrt durch eine Mole noch mehr verengt wird. Wie ein Adlerhorst klebt oben in den hochragenden Felsen, welche Toulon umgeben, eines der Hafensforts. Steile, weiss schimmernde Zickzackwege führen zu ihm empor. Nicht weit von unserem Liegeplatz ragt ein Wrack aus dem Wasser. Es ist die vor einigen Jahren in die Luft geflogene "Liberté". Dem Lande zu erkennen wir weisse, flachbedachte Häuser. Hinter der Stadt dehnt sich eine ununterbrochene, hügelige Waldzone aus. Hungrig stehen wir stundenlang an Deck und warten, was man mit uns beginnen wird. Wir kommen mit einem Wachposten ins Gespräch und erfahren von ihm, dass Antwerpen in deutsche Hand gefallen ist. Er meint weiter, der Krieg sei etwas Schreckliches, doch würden es die Deutschen mangels Reserven nicht mehr lange aushalten. Im Touloner Spital lägen deutsche Verwundete, es seien nur Kinder und Greise. Jedenfalls würden wir im Touloner Arsenal oder sonstwo interniert. Wir fragen uns, wo wird man uns nur hinbringen. In deutschen Zeitungen hatten wir gelesen, dass französische Gefangene in Deutschland

in Schulen oder sonstigen öffentlichen Gebäuden untergebracht wurden und galubten, dass man uns ebenso anständig behandeln würde. Schwebte doch den meisten eine ehrenvolle Schutzhaft vor. Wie sehr aber sollten wir uns alle täuschen! Bald sollten wir erfahren, dass kein Gefängnis und Zuchthaus schlecht genug, kein zerfallendes Gebäude/schmutzig und verwahrlost genug war, um den "sale boche" zu beherbergen. Wehmütig sahen wir nachmittags in einiger Entfernung ein Boot mit Sonntagsausflüglern vorbeifahren. Später kamen einige französische Matrosen an Bord und begannen nach dem Land zu signalisieren. Da nichts erfolgte, stimmten wir in der Ansicht überein, dass die französischen Behörden ihre Sonntagsruhe haben wollten. Wenn mich nur der Hunger nicht so quälen würde.

Endlich gegen Abend, kommen Offiziere und Dolmetscher an Bord. Das Verhör dauert bis tief in die Nacht hinein. Die Gendarmen nehmen den Gefangenen eine Menge unschuldiger Dinge ab, Taschenmesser, Rasierapparate - und klingen, Scheren, Feuerzeuge. Das Verhör brach ab, als die Hälfte der Kameraden verhört war. Die andere Hälfte, darunter ich, musste die Nacht, schutzlos dem kalten Winde preisgegeben, an Deck kauern verbringen. In meinen dünnen Kleidern fror es mich entsetzlich. Wieder nichts zu essen! Am Morgen fühlte ich mich so schwach und zerschlagen, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Völlig apathisch ging ich in den geöffneten Laderaum und legte mich auf eine Matratze. Als ich erwachte, spürte ich den Hunger quälender als zuvor. Das Verhör begann von Neuem, endlich kam ich auch an die Reihe. Der Dolmetscher versucht vergeblich, mir in den Mund zu legen, dass ich vom deutschen Konsul geschickt worden sei. Nein sage ich, ich will nach Italien.

Ich bin fertig. Gegen Mittag ist das Verhör zu Ende. Nach dem Verhör Leibesuntersuchung, die den Gendarmen wieder reiche Beute bringt. Dann werden wir in einen hölzernen Prahm verladen und in ein Bassin des Arsenal's geschleppt. Wir legen in der Nähe eines abgerüsteten Linienschiffs mit breit ausladendem Wulst und klobigen Gefechtsmasten fest. Aus den quadratischen Bullaugen lugen neugierige Matrosen. Jetzt endlich erhalten wir Wasser und Brot sowie Konservenfleisch. Wütend ~~fa~~len die meisten darüber her. Hatte ich im Augenblick zuvor noch quälenden Hunger gespürt, so verging mir angesichts der Gier der Kameraden fast der Hunger. Auf einem benachbarten Gleis stand ein Zug mit Viehwagen. Soldaten kamen mit aufgepflanztem Bajonnett und sperren ab, damit keiner von uns entweiche. Zwischen zwei Reihen von Soldaten gingen wir vom Prahm zum Zug. Man hiess uns einsteigen und die Schiebetüren wurden verriegelt. Nach Ablauf einiger Stunden setzt sich der Zug in Bewegung. In diesem Augenblick wirft das zusehende französische Publikum Steine durch die Gitteröffnungen der Wagen, die ausser Hautrissen und Beulen keinen grösseren Schaden verursachen. Schwerfällig rumpelt das Züglein gegen Westen. Auf den Glacis der Touloner Landforts weiden grosse Herden von Büffeln. Heller Sonnenschein liegt über der Landschaft. Zwischen sanftgewellten Hügeln schimmert nach Süden hin immer wieder das Mittelmeer heraus. Die weissverputzten Häuschen der Dörfer blenden fast die Augen. Vor unserer Abfahrt müssen die Franzosen irgend eine Aufschrift auf unseren Wagen angebracht haben, denn überall, wo unser Zug durchfährt, heben Männer und Weiber drohend die Fäuste und machen die Gebärde des Halsabschneidens.

Traurig kauerten wir in den dunklen Wagen und grübelten über unser trauriges Los. Es wurde Abend, ein Kranz von Lichtern taucht aus der Dunkelheit auf. Marseille!

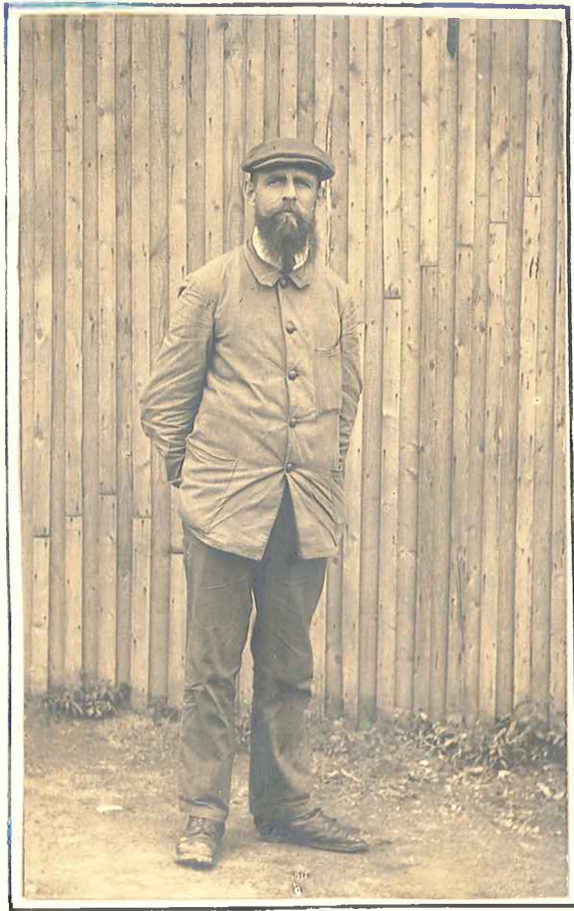
Bei Einbruch der Nacht rumpelt der Zug durch die Vorstädte, dann durch einen nimmer endenwollenden Tunnel, in dem giftiger Rauch uns fast die Sinne benimmt. Wieder sehen wir Lichter unter uns funkeln, der Zug verlangsamt seine Fahrt, macht einige zuckende Bewegungen und hält schliesslich in einem von hohen Mauern umschlossenen Hof. Mit lautem Kreischen werden die Türen zurückgerissen. Ein Zug französischer Kolonialinfanterie, von einem süßel-fuchtelnden Leutnant befehligt, nimmt uns in Empfang. Wir müssen unser Handgepäck aufnehmen, werden zu vieren abgezählt und durch das Hoftor ins Freie abgeführt. Beim Ueberschreiten einer abgesperrten Hafenstrasse empfängt uns rasch zusammengelaufener Pöbel mit ohrenbe-täubendem Gejohle und Pfeifen. Glücklicherweise biegen wir bald in einen Seitenweg ein, der in steilen Windungen zu alten Befestigungen emporführt, deren riesenhafte Mauern im Dunkel der Nacht vor uns auftauchen. Unter der Last unseres Gepäcks stolpernd und keuchend, kommen wir bei dem schnellen Marschtempo kaum mit. Mit Fluchen und Kolbenstössen treiben die Soldaten die Nachzügler vorwärts. Plötzlich gähnt in der Mauer zu unserer Linken eine Oeffnung. Durch eine tiefe Toreinfahrt hindurchschreitend, hallen unsere Tritte auf dem Pflaster eines von gewaltigen Mauern umgebenen Vorhofs. Es geht nochmals durch ein tiefes Tor, über dem ich mit Schaudern lese: "Prison militaire", dann folgt ein grosser gepflasterter Hof, der von niedrigen massiven Gebäuden umgeben ist, deren Fenster alle massiv

vergittert sind. Wir stehen in dem traurig berühmten Fort St. Nicolas.

Fort St. Nicolas.

Ein Grauen überkam mich. Durch eine dunkle Oeffnung in einer der Hofecken, an meterdicken Mauern und Gewölben vorbei, durch dunkle, übelriechende Gänge hindurch werden wir geführt. Ein kurzer Halt. Vor uns eine Bohlentüre. Ein Schlüssel wird in ein Schloss gestossen. Eine Eisenbarre schrillt beim Zurückschieben. Aechzend tut sich die ^{schwere} Bohlentüre auf. Heller Lichtschein blendet uns. Wir stolpern in einen grossen Raum hinein, auf dessen strohbedecktem Steinfussboden Mann neben Mann sitzt oder liegt. Eine steile Holzstreppe führt uns nach oben, wo sich das gleiche Bild zeigt. Hier treffe ich die schon gestern eingetroffenen Kameraden vom Federico wieder.

Ich dränge mich zwischen die im Stroh wimmelnden Gefangenen hinein und erhalte, nachdem auf beiden Seiten etwas zusammengedrückt ist, auch ein enges Plätzchen im Stroh. Wir berichten einander über die letzten Erlebnisse und dann versuche ich zu schlafen. Das fällt aber schwer, denn das elektrische Licht - es war das erste und letzte während meiner langen Gefangenschaft - brennt nur so in die Augenlider. Die Fenster tragen schwere Eisengitter und draussen im Wallgraben kann der Posten jede Bewegung an den Fenstern beobachten. Am folgenden Tag schliesse ich Bekanntschaft mit zwei Hamburger Leidensgefährten, die mir im Laufe der langen, schrecklichen Jahre gute Kameraden und treue Freunde wurden. Der eine, Gustavo, stand im besten Mannesalter, hatte früh die Schule verlassen und das Schlosserhandwerk gelernt. Als Freiwilliger hatte



Gustavo Fritz aus Hamburg (Vollbart)
aus Chile zurückgekehrt

er in Deutsch-Südwestafrika den Herero aufstand mitgemacht, hatte zuletzt in Chile Eisenbahnbrücken gebaut und war gerade auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden als der Krieg ausbrach. Im Fussmarsch hatte er die eis- und schneebedeckten Cordilleren überschritten, gelangte nach Buenos Aires und von da glücklich bis Spanien. In grimmigen Flüchen verwünschte er den "Federico". Während der Gefangenschaft liess er sich einen schönen hellblonden Vollbart wachsen, der ihm im Munde seiner engeren und weiteren Freunde bald den Namen "Vollbartindianer" oder kurzweg "Vollbart" einbrachte. Der andere, ein hochgewachsener Jüngling, hatte lange im Inneren Bolivias gewelt. Von den Indianern hatte er bestimmt das Freudengeheul gelernt, wie wir später feststellen konnten. Als es später Bücher gab, verschlang er eines nach dem andern. Je dicker sie waren, desto willkommener waren sie. Beim Lesen konnte er rein alles vergessen. Wenn Fitje beim Lesen etwas gefragt wurde, so antwortete er ja oder nein, ob es nun stimmte oder nicht. Unzertrennlich von ihm war die geliebte Pfeife. Er brachte es sogar soweit, ganze Arien zu husten, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen. Später protestierte die Nachbarschaft, indem sie im Chore mithustete. Wir hiessen ihn Fitje.

Zunächst mussten wir am folgenden Vormittag in alphabetischer Ordnung auf dem Hofe antreten, um von neuem verhört zu werden. Der französische Dolmetscher, früher Lektor an der Giessener Universität, hielt einem Kameraden zur Bewillkommung eine grosse Rede: "Euer Kaiser

ist kein Napoleon. Es wird gar nicht mehr lange dauern, da wird Euer grosses Deutschland klein sein." Dieser Affe!" Solch ein unansehnliches, nervöses Gerippe. Beim Ausfragen hielt er plötzlich inne, schnellte hoch, wie von der Tarantel gestochen und hielt immer wieder einen Vortrag über die Bedeutung Frankreichs in Vergangenheit und Zukunft. Ja, da kann man nichts machen, das ist Tapferkeit hinter der Front.

Nach dem Verhör werden wir wieder in unser Gefängnis zurückgeführt, in dem wir vierzehn Tage zubringen müssen, ohne Decke zum Schlafen, ohne Bank und Tisch zum Sitzen. Mann neben Mann liegen wir in dem dünnen Stroh. Bei Regenwetter läuft das Wasser in Strömen zum Dach herein und an den Wänden herunter ins Strohlager. Für die Notdurft standen den etwa 150 Mann zwei in einer Ecke aufgestellte Kübel zur Verfügung. Sie durften nur am frühen Morgen entleert werden und verbreiteten so Tag und Nacht einen üblen Geruch, unter dem besonders die dicht daneben Liegenden leiden mussten. Es war schwierig, die schweren Kübel die steile Treppe herunterzutragen, um sie zu entleeren. Trotz aller Vorsicht schwappte immer ein Teil des bis zum Rande reichenden Inhalts über und ergoss sich in das Strohlager der unten Liegenden. Durch das Liegen im schmutzigen Stroh, klebten die Kleider am Leibe. Grausam empfanden wir es in den ersten Tagen, dass wir uns nicht waschen durften. Erst auf wiederholtes Bitten hin wurden den insgesamt 300 Gefangenen unseres Baus morgens von sechs bis halb sieben ein Waschraum mit zwölf Hähnen zur Verfügung gestellt. Seife gab es natürlich nicht. Jede Art von

Zeitungen und sonstige Schriften, sowie das Kartenspielen waren verboten. Nach drei Tagen wurde das in einem Gewölbe eingeschlossene Handgepäck nach peinlicher Untersuchung, wobei alles Geschriebene und Gedruckte abgenommen wurde, herausgegeben. In meinem Handkoffer fand ich nur noch die Hälfte meiner Leibwäsche vor, auch mein "Taschenbuch der Kriegsflotten 1914" war ein Opfer der französischen Spürnasen geworden.

Morgens weckt uns ein Trompetensignal. Kaum ist die Türe unseres Gefängnisses vom wachhabenden Sergeanten aufgestossen, so eilen wir um die Wette zum Waschraum, um ja möglichst viel von dem kostbaren Waschwasser abzubekommen. Kaum hatten wir uns angekleidet, so erschien der Sergeant wieder um uns abzuzählen. War das geschehen, so wurden wir wieder eingeschlossen. Nach einer Weile wurden zwei Krüge kalten Kaffees hereingereicht. Warum er eigentlich kalt war, konnte ich mir nie erklären. Wie aber sollten wir den Inhalt der Krüge verteilen, wenn wir keine Trinkgefäße bekamen. Zu solchen kamen wir erst, als wir uns nach einigen Tagen in einer schmierigen Kantine kondensierte Milch kaufen und die leeren Dosen als Becher benutzen konnten. Morgens um zehn, mittags um vier Uhr wurden wir in Gruppen von 40 Mann zum Essen in den inneren Hof geführt. In einem kleinen Gewölbe erhielt jeder ein Stück Brot, dann mussten wir unter dem unaufhörlichen "dépêchez-vous" des ausichtführenden französischen Sergeanten die bereitstehenden Blechtöpfe, Gamellen genannt, auslöffeln. Der Inhalt bestand aus einer dünnen Kohlbrühe, in der versehentlich ein Stückchen Fleisch schwamm. Die Löffel wurden nach dem Hinunterschlingen in die Gamellen zurück-

gelegt, die sofort wieder für vierzig Mann gefüllt wurden. Die ganze übrige Zeit lagen wir in trostloser Langeweile im Stroh. Die Raucher litten schwer unter dem vollständigen Mangel an Tabak. Fitje hatte glücklicherweise ein Kartenspiel durchgeschmuggelt. Mit ihm und Vollbart spielte ich, auf den ponchos der beiden sitzend, Kasino. Da ich Geld besass, bestellte ich mir durch die Kantinenwirtin eine Decke, an der ich sehr froh war, denn noch nach vielen Monaten gab uns der französische Staat keine Decke zum Schutz gegen die kalte Witterung. Wie in einem Bienenkorb ging es in unserem engen Raum zu. Keinen Schritt konnte man tun, ohne über die Glieder von Leidensgefährten zu stolpern, was jedesmal von einem Schwall von Verwünschungen und ebensovielen Beschwichtigungen begleitet war. Aus dem Elsass verschleppte Einwohner, Trupps von jämmerlich bekleideten deutschen Soldaten kamen an, wurden zwischen uns gepfercht und wieder abtransportiert. Ohne Ausnahme waren den Soldaten, vielfach auf Befehl der Offiziere, Knöpfe, Kokarden und Schulterklappen abgerissen. Gleich am Anfang war uns ein elsässischer Ueberläufer, der als Unteroffizier aus dem deutschen Heer desertiert war und noch seine Uniform trug, unangenehm aufgefallen. Ausgerechnet dieses Kerls nannten ihn Louis - bedienten sich die Franzosen, um uns in Ordnung zu halten. Er machte sich ein Hauptvergnügen daraus, die Gefangenen nach Strich und Faden anzuschmauzen. Alle seine Befehle endigten mit marsch! marsch! Er forderte auch zum Eintritt in die Fremdenlegion auf. ~~K~~ingeschüchtert durch die schlechte Behandlung, die trostlose Lage, bewogen durch Versprechungen auf mehr Freiheit und besseres Essen, meldeten sich einige der verschleppten Zivilisten, die darauf

hin von uns getrennt wurden. Nach acht Tagen durften wir in einem der engen Innenhöfe morgens und mittags je eine Stunde Luft schöpfen. Dort sahen wir auch einmal die schlanke Reitergestalt eines gefangenen deutschen Artilleriegenerals, von Freise, der an der Marne verwundet und im Lazarett in feindliche Hände gefallen war. In einer den Franzosen entwendeten französischen Zeitung fanden wir eine Notiz über ihn, die ihn als dicken, jeder Aesthetik baren preussischen Generalstyp beschrieb. Den inneren Hof, den wir zur Essenszeit betraten, umgaben zu ebener Erde Gewölbe, deren Fenster mit Eisenbarren versehen waren. Meist waren sie mit französischen Soldaten, die sich irgendwelcher Vergehen schuldig gemacht hatten, belegt. Einen jämmerlichen Anblick boten die Gewölbe während mehrerer Tage, als sie mit verschleppten Elsässern, Frauen und Kindern angefüllt waren. Beim Gang zum Essen konnten wir auch einen Blick in einen Seitenhof tun, der von Einzelzellen umgeben war. In dem Hof gingen zwei hochgewachsene Gefangene in schnellem Gleichschritt auf und ab. Später lernte ich sie kennen. Es waren Hamburger, die aus Panama kamen und auch versucht hatten, nach Deutschland zu gelangen. Sie waren auf dem italienischen Dampfer "Re Umberto" nach Europa gefahren. Das französische Linienschiff "St. Louis" hatte den Dampfer gestellt. Bei der Untersuchung des Dampfers wurden sie entdeckt, unter den Schmähungen des italienischen Kapitäns und der italienischen Passagiere von Bord geholt und in Nizza an Land gebracht. Sie wurden gefesselt und am Bahnhof vorbeigeführt. Beim Vorbeikommen trat der Bahnhofsvorstand an den einen Deutschen heran und spuckte dem Wehrlosen ins Gesicht. Da beide gross und kräftig waren,

wollten die Franzosen herausbringen, ob es sich um Gardeoffiziere in Zivil handle. Sie liessen von ihrem Versuch erst ab, als ihre Identität durch französische Geschäftsfreunde einwandfrei festgestellt war.

Der Aufenthalt inmitten so vieler, verschiedenartiger, auf engstem Raum zusammengedrängter Kameraden zeigte bald, was uns bevorstehen würde. Ueberall war Zündstoff aufgehäuft. Da waren Händelsucher, Radaumacher, Volksredner. Da war der dicke Geschäftsreisende mit dem aufgeschwemmten, roten Gesicht, der in hohem Diskant unaufhörlich schnatterte und uns bald auf die Nerven ging. Wenn er sprach, zitterte er am ganzen Leib, die Nase hüfte im Gesicht und die mit dicken Brillengläser bewehrten Augen traten wie bei einem toten Kabeljau weit aus den Höhlen. Jedem musste er erzählen, was er dachte, getan hatte oder tun wollte, Zuletzt schrieen wir ihn im Chore nieder, was aber auch nur eine kleine Weile half. Da war so ein widerlicher Kriecher, ein Krawattenverkäufer mit jüdischem Aussehen, der sich bei jeder Gelegenheit mit den Franzosen zu unterhalten suchte und den Kameraden die blödesten Gerüchte als Neuestes vom Tage in die Ohren flüster-te. Vergeblich suchte er seine Aufdringlichkeit hinter distinguierten Manieren zu verbergen. Er führte später als sogenannter Gruppenführer in Casabianda das grosse Wort. Da waren die alkoholverseuchten, die Wein aus der Kantine holten und in ihm Trost suchten und bis tief in die Nacht hinein lallend bei der Korbflasche sassen. Einer von diesen Jünglingen, der aus Spanien kam und ausgerechnet den Vornamen "Jesus" trug, fiel sogar einmal Nachts mit lautem Gepolter die Treppe hinunter. Da waren aber auch Seeleute, die sich

immer mit lautem Geschrei unterhielten, als ob sie den Sturm übertönen müssten und sich alle Augenblicke kämpfend im Stroh wanden. Da war aber auch Hochnäsigkeit und Ueberhebung bei vielen Muttersöhnchen, die das Zusammenleben erscherten. Es bedurfte erst einer Zeit gemeinsamer schwerer Leiden, bis wir gegen die französischen Bedrückungen fest zusammenhielten.

Am meisten schmerzte uns alle, dass wir überhaupt keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhielten. Nur ein einziges Mal hatte ich eine Zeitung in Händen, den Corriere della Sera, den ein neu ankommender Gefangener in der Brusttasche mitgebracht hatte. Der Artikel berichtete von der Einnahme Antwerpens. Ueber unser eigenes Schicksal schwebten wir immer noch in Ungewissheit und der Krawattenverkäufer sorgte dafür, dass es nicht an allerlei Gerüchten fehlte. Ueber unser Schicksal schwebten wir in der Hoffnung, auf Verlangen der spanischen Regierung nach Spanien zurückgebracht zu werden, weil wir ja auf einem spanischen Dampfer unter spanischer Flagge gefangen worden waren und der Furcht, wie viele andere, ein hartes Kriegsgefangenenlos in Afrika zu erleiden. Die schwache Hoffnung durch Private Vermittlung des französischen Vertreters meines Hauses nach Spanien zurückkehren zu dürfen, wurde durch dessen Brief zunichte gemacht, dessen Schlusssatz also lautete:

" Je regrette de ne pouvoir vous donner une meilleure réponse et veux espérer que les hostilités que nous n'avons pas cherchées, mais que nous subissons du fait de l'Allemagne qui nous a odieusement agressés sans provocation de notre part et malgré notre désir indéniable de vivre en paix ne dureront pas trop longtemps et par contre-coup votre détention."

Zu deutsch: " Ich bedaure, Ihnen keinen günstigeren Bescheid geben zu können und hoffe, dass die Feindseligkeiten, die wir nicht gesucht haben, sondern die ohne Provokation unsererseits und trotz unseres unleugbaren Friedenswillens durch den freventlichen Angriff Deutschlands entfesselt wurden, nicht mehr lange dauern werden und damit auch Ihre Gefangenschaft." Die Stelle "ohne Provokation unsererseits" sowie "Freventlichen Angriff Deutschlands" waren - jedenfalls vom Zensor - dick mit Blaustift unterstrichen. In den beiden letzten Tagen unseres Aufenthalts schwirrte das Gerücht, dass wir nach Korsika kämen, in der Luft und verdichtete sich immer mehr. Schon erzählte der Kravattenverkäufer, wie schön es sein werde, bei den korsikanischen Bauern Trauben zu pflücken und Wein zu keltern.

Der Ponton.

Eines Morgens mussten wir das kotige, stinkende Stroh aus unserem Gefängnis in den Hof tragen und verbrennen. Hierauf wurde der Fußboden in unserem Raum mit Kreosol besprengt und befohlen, uns zum Abmarsch bereit zu halten. Wir machten uns marschfertig, nahmen unsere wenigen Habseligkeiten auf den Rücken und mussten zu viere vor dem Gefängnis antreten. Wir erhielten zum Teil die uns abgenommenen Papiere zurück und stiegen, nachdem wir einige Male abgezählt worden waren, in Windungen der Umfassungsmauer entlang zum Hafen hinunter. Ein Schlepper nahm uns auf. Er fuhr zum alten

Hafen hinaus, dem im Bau befindlichen Wellenbrecher entlang, bog diesen umkreisend in den neuen Hafen ein und hielt vor einem grauen Eisenkasten, der dort im Wasser verankert war. Er schien, wie wir später aus Inschriften feststellten, früher als Quarantänestation für Auswanderer gedient zu haben. Als ich mit kühnem Sprung vom Schlepper durch eine Öffnung der Seitenwand in das Innere des Hulks sprang, konnte ich zunächst vor Dunkelheit nichts unterscheiden. Erst allmählich gewöhnte ich mich an das Dunkel unseres schwimmenden Gefängnisses. Nur wenige kleine Vierecke, wrafen ein spärliches Licht in den Raum, der uns einige Tage, die mir wie eine Ewigkeit vorkamen, beherbergen sollte. Am Nachmittag war es ganz finster, dann wurden einige Petroleumlampen aufgehängt. Der "Ponton" wie er hiess, war das Sammelager aller neu Gefangenen. Es wird wohl wenige deutsche Gefangene geben, die in den ersten Jahren des Krieges nicht durch ihn gingen. Wir schliefen auf dem nur dünn mit Stroh bedeckten Betonfussboden. Die vom Meere wehende Brise liess uns vor Kälte erschauern. Dabei war ich so glücklich, eine Decke zu besitzen, aber da lagen drei-bis vierhundert Seeleute, arme Handwerksburschen, die bei Kriegsausbruch, wie sie gingen und standen, von den Franzosen verhaftet worden waren. Bei Regen tropfte das Wasser überall von der Decke in unser dürftiges Strohlager herab, so dass wir einige Male, unsanft aus dem Schlafe geweckt, uns an den wenigen trockenen Stellen, wie auf einer Insel zusammendrängten.

Jetzt erst erhielt jeder einen Essnapf und einen Löffel. Die uns vorgesetzte Suppe schmeckte wie zerkochte Unschlittbrühe, war vollkommen ungesalzen und daher ungeniessbar. Salz aber konnte nirgends aufgetrieben werden. Zum Waschen verfügten wir pro Tag zu dritt über eine Gamelle Wasser. Es standen einige Behälter mit Trinkwasser da. Ich sah, wie französische Soldaten ihre Hände darin wuschen. In dem Raum waren zwei Aborte abgeteilt. Da nicht genügend Wasser vorhanden war, um sie zu spülen, so stanken sie derart, dass man in der Nähe kaum atmen konnte. Erst nach Ablauf einiger Tage, durften wir nachmittags eine Stunde an Deck gehen, um Luft zu schnappen. Die ganze übrige Zeit mussten wir unter Deck liegen, ohne Tisch, ohne Stuhl. Ausser einem Krankenrevier war auf dem Deck auch eine Kantine, in der Wein, Tabak und Streichhölzer feilgeboten wurden. Es tat unsäglich wohl, nach so langer Zeit zu einem Stück Brot einen Schluck Wein trinken zu können. Einige Seeleute benützten die Gelegenheit, um sich schleunigst zu betrinken. Sie bekamen dann auch prompt Streit miteinander, so dass die Franzosen, durch den Tumult und Lärm erschreckt, die Kriegsartikel verlesen liessen. Ein braver deutscher Sanitätunteroffizier, der wie viele andere Sanitätssoldaten von den Franzosen gefangen gehalten wurde, teilte die paar Hundert Zivilisten in Gruppen ein und sorgte dafür, dass unter der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft die Disziplin einigermaßen aufrechterhalten wurde. Er pflegte auch unsere Kranken im Revier und erzählte uns, dass ihm keine andere Medizin zur Verfügung stehe als Bäder mit Meerwasser und heisser Kaffee. Einen neben mir liegenden kleinen Schwaben, der aus Afrika kommend, gleich am ersten Tage unserer Ankunft an Schwarzwasserfieber zusammengebrochen war, erhielt

er auf diese Weise wie durch ein Wunder am Leben.
 Für verschiedene mittellose Gefangene wurde Geld gesammelt
 und durch Vermittlung des Kochs Medizin in Marseille gekauft.
 Auf Umwegen und mit viel Geld war es uns ^{auch} möglich, eine
 französische Zeitung zu beschaffen. Wir lasen von heftigen
 Kämpfen an der Yser und Versuchen der Deutschen, den Kanal
 zu überschreiten. Wir erfuhren die ganze hoffnungslose
 Traurigkeit des Gefangenendaseins, wenn wir, bebend vor
 Erregung, von den furchtbaren Kämpfen lasen. Galt doch all
 unsere Sehnsucht, unser eigenes Opfer, der bedrängten Heimat.

In der Sträflingskolonie Casabianda.

Eines Tages mussten wir uns marschbereit machen. Deserteur
 Louis vom Fort St. Nicolas erschien in Zivilkleidung und zähl-
 te uns ab. Schlepper holten uns und brachten uns nach einem
 kleinen Dampfer, an dessen Bug in weissen Buchstaben der
 Name "Pelion" prangte. Angesichts eines den besseren
 Ständen angehörigen Damenflors, der jedenfalls von unserer
 Verschiffung benachrichtigt worden war, mussten wir in den
 finsternen Laderaum hinabsteigen, dessen sämtliche Luken
 geschlossen waren. Durch eine halbe geöffnete Ladeluke
 führte eine Treppe hinab. Wir legten uns eng aneinanderge-
 presst, ins Stroh und merkten nach einiger Zeit am Zittern
 des Schiffsrumpfes, dass der Dampfer sich in Bewegung setzte.
 Da das Schiff stark schlingerte, musste ich mich, wie eine
 Anzahl Kameraden, erbrechen. Zu diesem Zwecke durften wir -
 nach wiederholtem Ersuchen an Deck und die Reeling gehen.
 Ein nach uns fahrender Transport hatte nicht diesen Vorzug.

Die Gefangenen dieses Transport mussten während der ganzen 36 stündigen Ueberfahrt nach Bastia, von der Seekrankheit gepeinigt, im Laderaum verbringen. Die Gruppenführer erhielten am Abend eine Schüssel mit Essen für je 12 Leute. Da es nicht viel war, frass unser Gruppenführer, der dicke Geschäftsreisende mit dem gedunsenen Gesicht, den Inhalt der Schüssel allein auf. Kaum hatte er das getan, so musste er zu unserer grossen Schadenfreude, den Inhalt über Bord geben. Während der Nacht mussten wir unter Bord bleiben, die stewardesse aber machte rasch ein Geschäft, indem sie für die Nacht einige Schlafkabinen - 10 frs. pro Mann - vergab. An den Ladeluken hielten einige alte poilus die Wache.

Die Seeleute, unter denen sich auch ein paar Steuerleute befanden, gingen mit dem Gedanken um, die Wache zu überfallen, auf die Brücke und in den Maschinenraum zu dringen und das Schiff nach dem neutralen Italien zu steuern. Jedoch das Bedenken, dass Raketensignale gegeben werden könnten oder dass das Schiff angerufen würde, hielt die Kameraden ab. Die Nacht verging und der Morgen sah uns früh auf den Beinen. Wir durften an Deck gehen. Der Tag begann mit strahlender Sonne und spiegelglatter See. Deutlich traten die Umrisse von Corsika hervor. Die weiss-schimmernden flachen Häuschen klebten wie Vogelnester an den Felsen. Als wir die Höhe von Bastia erreicht hatten, mussten wir wieder unter Deck gehen. Nach einiger Zeit stoppte die Maschine, wir hörten über uns Schritte an Deck. Wir hörten die Vorbereitungen zum Löschen des Dampfers. Nach etwa einer Stunde hiess man uns an Land zu gehen, wo wir in einen kleinen Schuppen treten mussten. Dort wurden wir gezählt. Wir marschierten durch ein Tor am Hafen auf

einen Platz, dessen Rand von einer dichtgedrängten, im Chore johlenden und kreischenden Menschenmasse besetzt war. So muss es dem Stier zu Mut sein, wenn er aus seinem dunklen Stall in die sonnenflirrende Arena stürzt und sich der auf allen Seiten sich auftürmenden, wimmelnden und krabbelnden Menschenmenge ~~entgegen~~ gegenüber sieht. Ein grosses Aufgebot von Soldaten aller Waffengattungen hielt die Menge in genügendem Abstand. Wir wurden wieder in Viehwagen verladen und waren, während der Zug durch Bastia fuhr, von einer Eskorte berittener Gendarmen umgeben. An den Eingangstüren unserer Wagen standen je zwei französische Lanstürmer als Wache. Steine flogen wieder in die Wagen und die Weiber, ja auch junge Mädchen machten die Gebärde des Halsabschneidens. Etwa vier Stunden dauerte die Fahrt durch das zerschrittene Gelände mit tropisch üppiger aber ungepflegter Vegetation. Auf den Gleisen der kleinen Bahnhöfe standen Züge voll Korkeichenrinde, welche einen Hauptausfuhrartikel der Insel bilden. Ermattet von der Hitze und dem langen Stehen in den überfüllten Wagen, kamen wir auf der Endstation Aleria an. Dort erwartete uns ein Kommando forestiers, Waldhüter, deren Obhut wir übergeben wurden. Die forestiers wurden von einem zwergenhaft kleinen Hauptmann kommandiert, dessen Gesicht in einer hohen Mütze fast verschwand, die lediglich durch die weit abstehenden Ohren festgehalten wurde. Man sah eigentlich nur eine bleiche Nase und ein spitzes Kinn. Wie wir später hörten, hatte er schwer unter der Gicht zu leiden, weshalb er immer mit Vorsicht im Gelände herumkroch. Von uns erhielt er bald ein Reihe von Spitznamen wie Schildkröte, Blindschleiche, Nebelkrähe.

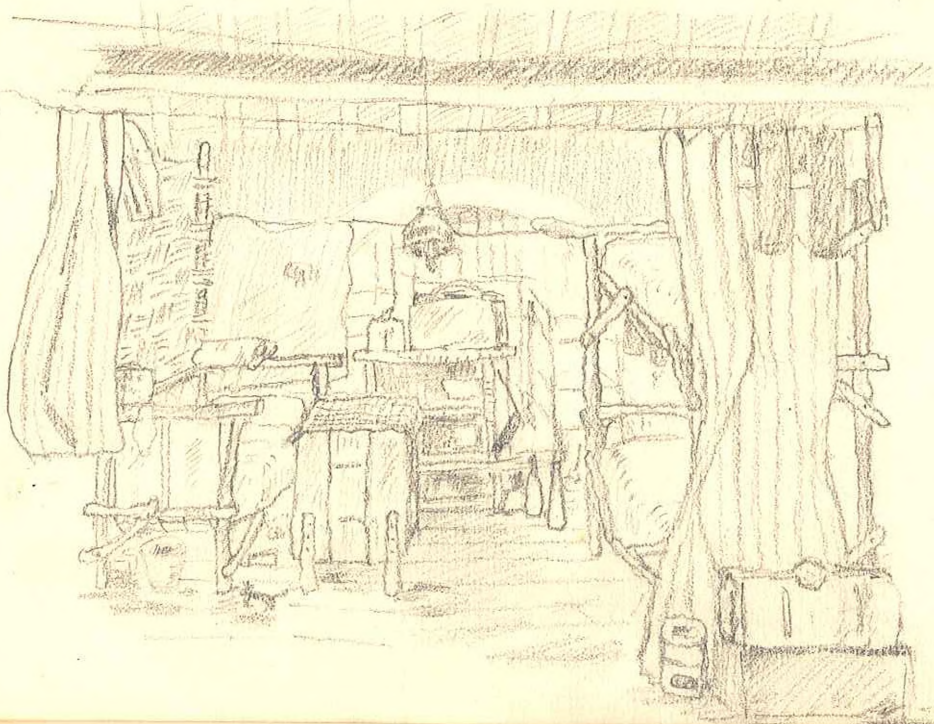
Unser Krawattenverkäufer war wieder in seinem Element.

Er begrüßte die französische Autorität mit einem tiefen Bückling und verbindlichem Lächeln. Dann verdolmetschte er den Befehl, uns zu viere zu ordnen. Dabei wirkte auch ein aus Casabianda eingetroffener Deutscher mit, der mir gleich durch sein abstossendes Gesicht und seine scheuen Augen unangenehm auffiel. Nur der Wunsch der Franzosen hielt diesen Kerl als Sprecher der Gefangenen auf seinem Posten. Diesen selbst war er durch sein kriecherisches, franzosenfreundliches Betragen, sein unkameradschaftliches Benehmen gegen die Deutschen verhasst. Bald hiess er bei uns der Sklavenhalter. Wehe dem, der diesen Ausdruck in seiner Nähe gebrauchte. Unbarmherzig liess ihn der Sklavenhalter einsperren.

Ein etwa einstündiger, beschwerlicher Marsch führte uns auf staubiger Landstrasse durch eine mit dichtem Gestrüpp bewachsene Wildnis. Nach einiger Zeit bogen wir von der Strasse ab, durchquerten eine Wiese, überschritten auf einem Baumstamm balanzierend, einen kleinen Bach und sahen unvermittelt vor uns einen gestrüppbewachsenen Hügel aufsteigen, dessen abgeplattete Kuppe eine verwitterte, epheubesponne Mauer bekrönte. Wir stiegen auf gewundenem Pfad den Hügel hinan, bogen, am Fusse der Mauer angekommen, um die Ecke und sahen zur Linken eine Reihe von Holzbaracken, aus denen neugierige Gesichter hervorlugten. Es waren, wie wir später erfahren sollten, die Wohnungen der französischen Gutsarbeiter. Wir schritten dann durch ein Tor in der Mauer. Rechts und links des Tores standen kleine Wohnhäuser. Vor uns lag der langsam ansteigende Gutshof, durch eine mitten hindurchführende Strasse in zwei Hälften geteilt. Links vom Tor befand sich die Kantine, dahinter der Pavillon des Kommandanten. Zur Linken, parallel zur Strasse stand ein langgestrecktes



Casabianda-Corsica Die Scheuer
April 1945



Casabianda 1945
Kameradschaft
Felle-Fritz-Stemann

Gebäude, das uns beherbergen sollte. Es enthielt in den Untergeschossen Provianträume, eine Tischlerei und im Obergeschoss vier Speicher, die für uns bestimmt waren. Auf einer der Schmalseiten des Hofes stand ein bretterumschlossener Zementblock, von einigen Löchern durchbrochen: Die Latrine für 400 Mann. Daneben ein zur Zeugwäsche bestimmter Waschtrog und anschliessend zwölf Hähne zum Waschen für uns. Dieser vordere Teil des Guts war von einem zweiten, höhergelegenen überragt, zu dem die Strasse steil emporführte. Da stand uns zunächst die für uns bestimmte kleine offene Küche in einem offenen Holzschuppen, dann die Wohnungen für die Gutsbeamten, die Gendarmeriekaserne, auffällige Remisen mit verrosteten landwirtschaftlichen Maschinen im Wert von vielen Hunderttausenden, endlich das halbzerfallene Zuchthaus mit den Dunkelzellen im Untergeschoss.

In zwei Reihen mussten wir vor dem langen Gebäude antreten. Wir stellten unser Gepäck ab, das von Gendarmen auf Zeitungen, Messer und ähnliche Gegenstände durchsucht wurde. Auch wir selbst wurden im Anschluss daran abgetastet. Nachdem diese langwierige Prozedur vorüber war, sollten wir unser neues Heim kennen lernen. Wir traten in die Torhalle des langen Baus, wo einige gewehrbewaffnete Waldhüter der dort untergebrachten Wache uns teils neugierig, teils mit gespielter Gleichmut, teils hochmütig betrachteten. Es ging eine Treppe hinauf, die in einen Vorplatz mündete. Zu beiden Seiten des Vorplatzes lagen je zwei Bohlentüren mit massivem Eisenbeschlag und unförmigen Sperriegeln, jede mit einem viereckigen Guckloch in Gesichtshöhe versehen. Eine fünfte Türe führte im Hintergrund zur Wachstube, in der sich stets einige Gendarmen befanden.

Wir wurden in einen der dämmerigen Speicher geführt und sahen im Stroh eine Anzahl Feldgrauer liegen, unter ihnen Verwundete, welche keinerlei ärztliche Fürsorge genossen. Es handelte sich zum Teil um Landwehrleute, die bei Mühlhausen gefangen worden waren, zum Teil auch aus jüngeren Maschinengewehrschützen, die auf dem Rückzug von der Truppe abgeschnitten, in feindliche Hände gefallen waren, im Ganzen etwa achtzig Mann. Wir beeilten uns, einen Platz zu bekommen und stellten unser Gepäck ab. Dann mussten wir Stroh holen und zwar für je 16 Mann ein Bund Presstroh. Wir breiteten es auf dem Boden aus und damit war unsere Einrichtung fertig. Die Belegschaft des 10 m breiten, 36 m langen Raumes bestand nun aus 160 Gefangenen. Vor wenigen Tagen erst war der Schutt aus dem im Zerfall begriffenen Gebäude hinausgeschafft worden. Im Dielenboden klapften überall tiefe Löcher, durch die die Kalte Nachtluft hereinströmte. Die Mehrzahl der Scheiben in den halbkreisförmigen vergitterten Fensteröffnungen fehlte, so dass wir sie auf Kosten der ohnehin knapp bemessenen Helligkeit durch Pappe oder Stroh ersetzen mussten. Durch das Giebeldach hindurch konnten wir an vielen Stellen ein Stückchen des Himmels erkennen. Als dann nach einigen Tagen ein nächtliches Gewitter losbrach und schwere Regenmassen aufs Dach warf, da waren wir verlos den von oben kommenden Güssen preisgegeben. Wir versuchten am nächsten Tage, die Löcher im Dach so gut als möglich zu stopfen, aber dies gelang uns nie vollständig. Wir waren schon froh, wenn der Regen später nur an einigen wenigen Stellen hereinlief, dann konnte man ~~im~~ ^{das Wasser} wenigstens in Gefässen auffangen und wieder zum Fenster hinausschütten. Nachdem wir, wie gesagt, unser

Strohlager bereitet hatten, eilten wir in den Hof um uns zu waschen. Der ~~Wasch~~stand stand in einem richtigen Sumpf, denn das verschüttete Wasser hatte weithin den Boden aufgeweicht. Endlich konnte ich bis zu einem Wasserhahn vordringen. In hohem Bogen warf ich meine sämtlichen Hüllen in eine Ecke und beugte mich mit einem lange nicht gekannten Gefühl unter den Wasserstrahl. Schon aber erschien ein Gendarm, der mir und meinen Kameraden das Waschen des ganzen Körpers untersagte. In Anbetracht der in Casabianda ansässigen Gutsbewohner durfte also nur der Oberkörper gewaschen werden.

Bald stellten wir fest, dass auch auf dem uns gegenüberliegenden Boden gefangene Zivilisten lagen. Sie erzählten ihre Geschichte. Sie waren zu Beginn des Krieges mit einem Freipass des französischen Gesandten in Madrid auf dem Dampfer "Sister" abgefahren, um via Marseille nach Genua zu gelangen. Trotz Pass waren sie in Marseille von Bord geholt und nach Casabianda "evakuiert" worden, wie es in den französischen Zeitungen so schön heisst. Gegen Abend erhielten wir ein halbes Brot und einen Schöpf-
 löffel grauer Suppe in unsere Gamellen. Auf unseren Decken oder im Stroh sitzend, löffelten wir unsere Gamellen aus. Wir wuschen unsere Gamellen wieder an der Wasserleitung im Hof mit Hilfe einer Fingerspitze Sand. Dann blies der kleine französische Trompeter zum Abendappell. Wir wurden abgezählt und es wurde in der Nähe der Tür eine Stallaterne als einzige Beleuchtung aufgehängt. Vollbart breitete eine seiner grossen Decken aus. Er, Fitje und ich breiteten uns darauf aus. Jeder deckte sich mit seiner Decke zu. Dann wurde der Notdurftkübel in den Raum gestellt, die Türe zugemacht und klirrend von aussen der Riegel vorgeschoben.

Bevor ich einschlief, sah ich wie sich ein bleicher Fleck im Guckloch der Türe bewegte. Es war das Gesicht der in unser Gefängnis spähenden Wache.

Durch das Geräusch der sich aus dem Stroh aufrichtenden und zum Arbeitsdienst gehenden gefangenen Soldaten werde ich geweckt. Die meisten meiner Kameraden lagen totmüde von den Anstrengungen der letzten Tage zusammengekrümmt auf ihrem ärmlichen Lager. Ich wusch mich im Hof, brachte meine Kleider in Ordnung und trat an eines der nach Osten zu gelegenen Gitterfenster. Unser Gebäude fiel hier tiefer ab als gegen den Hof zu. Unten lagen Ställe für Zugtiere und Schafe in regelmässigen Viereck, die an unser Gebäude anstiessen. Dahinter dehnte sich struppige Wildnis aus, nur selten unterbrochen von Korkeichenwäldchen. Bebaute Felder waren nicht zu sehen. Gegen Süden hin begrenzte das Meer den Horizont. Die Sicht nach Osten und Nordosten beschloss ein steil aufsteigender, schneebedeckter Gebirgskamm, an dessen Flanken man bei hellem Wetter weisschimmernde Dörfchen erkennen konnte. Dieser Blick hätte schön genannt werden können, wenn nicht Neben unserem Gebäude befand sich eine sogenannte Terasse, die den gleichen Ausblick noch freier gewährte, weshalb wir sie gerne ausuchten, bis eines Tages verboten wurde, sie zu betreten.

Der laute Ruf "Kaffee" rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ich erhielt einen Schöpflöffel voll in die Gamelle und ass ein Stück von dem gestern erhaltenen ~~guten~~ Brot dazu. Dann rief ein Trompetensignal die Soldaten zum Arbeitsdienst.

Da am gleichen Vormittag unsere Personalien aufgenommen wurden, waren wir zunächst vom Arbeitsdienst befreit. Ich benützte die Zeit, um mich in unserem Gefängnis umzusehen. Schon am Mittag zuvor waren mir einige Soldaten aufgefallen, die krank im Stroh lagen. Einer davon, durch mehrere Schüsse schwer verwundet, lag mit aschfahlem Gesicht im Stroh. Sein Anblick schnitt mir ins Herz. Die beiden deutschen Aerzte, Gefangene wie wir, hatten keinerlei Arznei und konnten daher den pflegenden Kameraden nur Verhaltensmassregeln geben. Erschwerend dabei wirkte, dass die Kranken die gleich ungenügende Kost bekamen wie wir. Vergeblich versuchte ich, in der Kantine etwas für die armen Soldaten aufzutreiben, mit leeren Händen kam ich zurück. Ein anderer Soldat röchelte im Todeskampf, eine Stunde später war er von seinem Leiden erlöst.

Nach langem Warten mussten wir auf die Terasse herabkommen, wo unsere Personalien aufgenommen wurden. Neben dem kleinen Dolmetscher stand ein unsympathisch aussehender französischer Oberleutnant. Er hiess Simeoni. Sein Gesicht schimmerte rötlich-violett und besenwartig sprang aus seinem Gesicht ein rötlicher Schnurrbart. Er hatte tückische Augen und zeigte sich auch später von dieser Seite. Er tauchte immer irgendwo auf, liess durch Gendarmen irgend einen Gefangenen durchsuchen und je nach Bedarf in die Dunkelzelle abführen. Später unterstützte ihn ein Mischling als Adjutant mit olivfarbenem Gesicht und hervortretenden Adern, der von uns den Beinamen "Robert der Teufel" erhielt.

Casabianda, zu deutsch, das weisse Haus, schien den

vorhandenen Anzeichen nach eine Schöpfung der achtziger Jahre zu sein. Der Hof wurde angelegt inmitten einer malariaverseuchten Niederung, um diese in Kulturland umzugestalten. Zunächst war durch Anlage von Drainagegräben versucht worden, das in der Niederung stehende Wasser ins Meer abzuleiten. Diese Gräben besaßen aber ein derartig geringes Gefälle, dass sie vollkommen nutzlos und die darauf verwandte, vielleicht jahrelange Mühe vollkommen vergeblich war. Auch die halbzerfallene Pumpstation, deren Turbinen durch unsere Mechaniker erst in Stand gesetzt werden mussten, konnte der Ueberschwemmung nicht Herr werden. Nur wenige bestellte Weinberge und Felder wies das Gut auf, zwischen denen sich da und dort ein umzäuntes Gärtchen eines Gutsbeamten zeigte. Schon ein flüchtiger Blick liess vermuten, dass der Ertrag der Domäne in keinem Verhältnis zu dem verursachten Aufwand stehen musste. Bisher hatten zu Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge das Arbeiterkontingent gestellt. Das Gerücht, dass viele von diesen seinerzeit an Typhus und Malaria gestorben seien, fanden wir bestätigt, als wir nach einigen Tagen zum Reissigholen gingen. Mitten im Gebüsch fanden wir ganze Reihen von eingesunkenen Gräbern, in deren Höhlungen grünlich schillernde Wasserpfützen standen. In ihnen moderten die Opfer unmenschlicher Gerechtigkeit.

Die Verwaltung des Guts lag in den Händen eines gewissen Fratoni, eines kleinen, untersetzten Mannes, der der einzige war, der den Gefangenen gegenüber einen menschlichen Ton anschlug. Auch dessen Frau trat, freilich mit geringem Erfolg, für unsere Kranken ein.

da sich der gewissenlose Arzt, Mercantoni, um unsere Kranken überhaupt nicht kümmerte, so beschaffte uns doch Frau Fratoni hinter dem Rücken von Mercantoni Arzneimittel aus Bastia, welche unsere beiden deutschen Aerzte, Brausewetter und Heller, bei ihr bestellten. Den militärischen Befehl über das Lager hatte ein Rittmeister, der sich wenig um uns kümmerte, dafür wandte uns sein ausführendes Organ, Oberleutnant Simeoni um so mehr seine Aufmerksamkeit zu. Ausser diesem kommandierte noch ~~ein~~ ein dicker grosser Oberleutnant^{umher}, der die Wache kommandierte und "Robert der Teufel". Ausser diesen waren noch vorhanden ein Proviantoffizier, der das Magazin unter sich hatte, die "Schildkröte", welche die Förster kommandierte und ein Gendarmeriekapitän, ein ruhiger Mann, der aber nichts zu melden hatte. Ich musste leider feststellen, dass nur immer die gehässigsten Elemente den Ton angaben und sich nie eine besonnene Auffassung bei den Franzosen durchsetzte, so dass wir sie schliesslich alle ohne Ausnahme als unsere Peiniger grimmig hassten. Unsere Bewachung setzte sich aus etwa hundert Soldaten, zwanzig Waldhütern und dreissig Gendarmen zusammen. Die Zahl der Zivilgefangenen schwankte zwischen drei- und vierhundert und erreichte mit den später eintreffenden gefangenen deutschen Soldaten etwa tausend.

Die Gütsverwaltung, der die Gefangenen als Arbeitskräfte zugeteilt waren, unterstand dem Ackerbauministerium. Andererseits unterstanden wir als Kriegsgefangene dem militärischen Kommando und dieses wiederum dem Kriegsministerium. Die Gendarmen aber wiederum hatten als oberste Behörde das Ministerium des Innern über sich. Es dauerte

gar nicht lange, so konnten wir an allen möglichen Befehlen und Gegenbefehlen merken, dass sich die verschiedenen Verwaltungen in den Haaren lagen. Die Zwistigkeiten der Verwaltungen drangen, wie wir hören konnten, bis in die Ministerien. Eines Tages erscheint z.B. Simeoni bei den Holzfällern im Wald und lässt einige von ihm bezeichnete Bäume schlagen. Er will sie zersägen und nach seiner Wohnung als Feuerholz bringen lassen. Einige Minuten später erscheint händeringend der Verwalter und sieht seine schönen Bäume liegen. Mit gekreuzten Armen hören wir dem Streit der beiden zu, in dessen Verlauf dauernd die Ausdrücke "administration militaire" und "administration civile" *fallen.*
~~.....~~. Ein andermal wollte die Militärverwaltung, um Ausbruchsversuche zu verhindern, einen Stacheldrahtzaun durch den Gutshof ziehen. Die Gutsverwaltung wandte dagegen ein, dass das Vieh daran Schaden nehmen könnte. Es war uns bekannt, dass diese Streitfrage bis zum Ministerium ging und siehe da: Es folgte die Entscheidung, dass ein Zaun aus glattem Draht, mit Oeffnungen für das Vieh zum Tränken, gebaut werden sollte.

Am Nachmittag des zweiten November 1914 ging ich zum ersten Mal mit den Waldleuten zur Arbeit. Die Arbeitsgruppen traten vor dem Abmarsch jeweils im Hof an. Da waren die Hofefer, die Holzfäller, die Holzhacker, die Rübenschneider, die Kanal- und Erdarbeiter, die Reissigholer u. a. Die Schreiner und Schmiede gingen direkt in die Werkstatt. Es war die sogenannte corvée. Eine besondere Gruppe bildeten die Kränklichen und über 50 Jahre alten, die wir auch die Halbtoten nannten. Sie schälten für die übrigen Gefangenen



Gasabianda 1915
Korkeiche

Kartoffeln und setzten sich grösstenteils aus alten Schiffskapitänen und Lehrern zusammen. Nachdem unsere Gruppe abgezählt war, gingen wir unter der Aufsicht eines mit einer langen Flinte bewaffneten Waldhüters durchs Tor hinaus nach einem nahen Wäldchen, wo wir Unkraut zu jäten hatten. Undurchdringliches Dornestrüpp mit langen, unheimlich scharfen Stacheln, rankte überall empor. Schon nach kurzer Zeit hatten die scharfen Dornen das Oberleder meiner Schnürschuhe durchbohrt, so dass ich mir ausrechnen konnte, wie ich in wenigen Tagen barfuss gehen müsse. Am nächsten Tag aber wurde ich noch besorgter, als Regen fiel und ich in meinen Schuhen auf einem aufgeweichten Rübenacker Rüben ziehen musste. Um meine Fussbekleidung zu schonen, stellte ich mich am nächsten Tage einfach an eine Hobelbank in der Schreinerei und arbeitete, Stiele in Spitzhackem und Schaufeln einzupassen. So hatte ich in drei Tagen dreimal meine Arbeitsstelle gewechselt, was ^{dadurch} nur möglich war, dass die Franzosen keine genaue Kontrolle auszuüben verstanden. Alle Leute mit gutem Schuhzeug zogen die Franzosen zu schweren Erdarbeiten heran. Es gab daher Leute, welche ihre Schuhe versteckten und barfuss antraten, um nicht zu diesen Arbeiten herangezogen zu werden. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde keine Rücksicht mehr auf Kleidung und Schuhzeug genommen. Leute, deren Schuhe und Sohlen mit Bindfäden zusammengebunden waren, wurden unbedenklich auf die von den Winterregen durchweichten Felder und Aecker zum Arbeiten geschickt. Vergeblich wiesen die Gefangenen vor dem Ausrücken auf ihr zerlumptes Schuhwerk hin. Stets wurde geantwortet: " Que voulez-vous, c'est la guerre! Es ist halt Krieg!

Nie verfehlte Simeoni bei diesen Gelegenheiten darauf hinzuweisen, dass die französischen Gefangenen in Deutschland viel schlechter behandelt würden. In den ersten Tagen unserer Anwesenheit in Casabianda machte er sich das Vergnügen, alle Berufe, die früher nicht körperlich gearbeitet hatten, zu dem beschwerlichen Latrinendienst heranzuholen, bis er einsehen musste, dass es nicht ging. Erst später bildete sich die aus Seeleuten bestehende Kübelkolonne, die für ihre Arbeit von den Kameraden eine kleine Vergütung erhielt. Sie stellten abends die Kübel in die Schlafräume - von uns Zweiundvierziger genannt - um sie morgens in der Frühe wieder abzuholen und zu entleeren. Die gelungenste Figur unter der Kübelkolonne war der abgebrochene Riese, dessen breiter schwerer Oberkörper auf zwei überkurzen stumpfbartigen Beinen ruhte. Mit den Waldarbeitern rückten auch einige katholische patres aus. Sie gehörten zu den Sistergefangenen und erzählten, dass sich ihnen bei ihrer Ankunft in Casabianda die Gutsarbeiter ganz freundlich genähert hätten. Dann aber sei ihnen von den Franzosen sofort mitgeteilt worden, dass es sich um gefangene Spione handle. Damit war der unübersteigliche Wall des Abscheus und des Hasses errichtet, der uns alle während der langjährigen Gefangenschaft umgab. Ich selbst hörte einmal, wie einer der Waldhüter einem französischen Zivilisten erklärte, wir Gefangenen beständen zum Teil aus Spionen, zum Teil aus Soldaten, die aus Mangel an Uniformen in Zivilkleidung mitgekämpft hätten. Und als der Besucher auf einen Kameraden, ein armes tuberkuloses, fast erblindetes Menschenkind wies und fragte, was mit diesem los sei, erwiderte der Waldhüter keck: "C'est un grand-blessé" Ein Schwerverwundeter. So wurde die Öffentlichkeit belogen!

Ich arbeitete also nun in der Schreinerei. Sie war im Erdgeschoss des von uns bewohnten Gebäudes, dicht neben dem Eingang, untergebracht. In der Schreinerei arbeitete schon längere Zeit ein älterer Berufsschreiner, ebenfalls ein Gefangener. Es war ein etwas aufgeschwemmter Mann mit rötlich schillernder Nase. Er hatte in seinem Beruf lange in den französischen Nordafrikas gearbeitet und schwärmte für die süßen Weine Algiers. Der Wein schien sein einziger Trost zu sein, er verschaffte sich ihn von dem Verdienst, den ihm die heimliche Herstellung von Klapp Tischchen und Bänken für die Gefangenen einbrachte. Später gesellte sich uns noch ein ehemaliger Fremdenlegionär hinzu, welcher kam und ging, wie es ihm passte und aus dem ich nie recht klug wurde. Die Schreinerei unterstand einem hageren, immer im Trab daherkommenden Aufseher. Unter seiner blauen Schirmmütze sah eine broncefarbige Nasenspitze, ein borstiger Schnurrbart und ein spitziges Kinn hervor. Er liess sich im allgemeinen wenig sehen. Zweimal während unseres Aufenthalts in Casabianda musste er zur Musterung fahren. Dann kam er jedesmal vorher in die Schreinerei, war nervös und ängstlich und liess hören, dass er Sergeant der Reserve bei der Kavallerie sei. Jedesmal erschien er mit froher Miene wieder auf der Domäne.

Ich hatte also zunächst die Aufgabe, einige Hundert Stiele in Hacken, Picken, Schaufeln und Hämmer einzupassen, die zur Arbeit an Strassen, Kanälen und Aeckern notwendig waren. Alle Augenblicke brachten die Gefangenen das schonungslos behandelte Werkzeug mit zerbrochenen Stielen in die Werkstatt. Es war uns gesagt worden, dass wir bezahlt würden, im Durchschnitt sollten die Gefangenen 30 cents je Tag erhalten. Uns versprach Georget, so hiess unser Aufseher,

bis zu einem Franc im Tag. Wie allerdings die alle vierzehn Tage stattfindende Verrechnung und Bezahlung gehandhabt wurde, ist mir noch heute ein Rätsel. Der auszahlende Beamte hielt einen Berg von Listen vor sich, nässte den Bleistift, addierte und zahlte dann 60, 70, 90 oder weniger centimes pro Mann aus. Für 14 Tage Arbeit! Ich erhielt einmal Frs. 1.30 und einmal Frs. 1.80 pro Monat gerechnet. Die meisten erhielten viel weniger oder einfach garnichts. So ging es Monat für Monat. Wo ist die Stelle, in deren Taschen der uns versprochene, sauer erarbeitete und nie bezahlte Lohn floss?

Da wir ohne Tisch und Bank, wie Tiere im Stroh herumlagen, so gedachte ich herumstehendes Holz für diesen Zweck zu verwenden. Sobald sich daher der Aufseher aus der Werkstatt entfernt hatte, zersägte ich ein Brett und zimmerte das erste Bänkchen. Nach zwei Tagen waren auch meine Kameraden, Vollbart und Fitje im Besitze eines solchen. Dann zimmerte ich einen Klapptisch, dessen Teile zerlegt und im Stroh versteckt werden konnten. Es war eines Abends, als wir ihn einweiheten. Bevor meine Kameraden von der Feldarbeit kamen, hatte ich ihn mitten in unserem Strohlager aufgestellt. Eine in der Kantine gekaufte Kerze, abgeschirmt mit weissem Leinen, Patent Fitje, stand als Beleuchtung darauf. An drei Seiten sassen wir auf unseren Bänkchen, mit der einen Hand den etwas klapprigen Tisch stützend, mit der anderen in der Gamelle löffelnd. War der Tisch auch etwas klapprig, so hatte er doch den Vorzug, im Handumdrehen unauffällig unter das Stroh verschwinden zu können. Der alte Schreiner aber war auch nicht faul. Er trieb einen schwunghaften Handel mit

Bänkehen und Tischen und er hatte daher stets eine gefüllte Weinflasche hinter den Planken der Werkstatt versteckt. Dem Aufseher musste der grosse Holzverbrauch aufgefallen sein. Unvermutet kam er eines Tags in unseren Raum und beschlagnahmte sämtliche Holzgegenstände. Nur unser Tisch und unsere Bänkehen blieben verschont, weil wir sie vorsichtigerweise im Stroh versteckt hatten. Die Möbel wanderten wieder in die Schreinerei zurück, worauf sie vom alten Schreiner aufs Neue verkauft wurden. Ich fügte unserer Einrichtung noch eine schulterhohe, freistehende Kitchenschanze hinzu, die mit Reisekoffern umstellt wurde und wie durch ein Wunder bei einer neuerlichen Suche des Aufsehers der Beschlagnahme entging.

Den ersten arbeitsfreien Sonntag benutzte ich, um meine Wäsche am Brunnenrog zu waschen. Da die meisten gefangenen Soldaten nur ein einziges Hemd besaßen, mussten sie so lange unbekleidet bleiben, bis ihre Unterwäsche wieder getrocknet war. Einige hatten ihre Wäsche über die Nacht an einer Leine im Freien hängen lassen. Am andern Morgen waren alle Hemden und Unterhosen mitten durchgeschnitten. Unser wohlbegründeter Verdacht richtete sich gegen eine Strafabteilung der 15 ten französischen Pioniere, roher Gesellen, die glücklicherweise schon in den nächsten Tagen wieder an die Front abrücken mussten. Bei ihrem Abmarsch stiessen sie entsetzliche Flüche gegen uns aus. Wir baten den Kommandanten, zu untersuchen, wer unsere Wäsche zerstört habe. Die Antwort war, dass er das Aufhängen während der Nacht verbot, das war aber wegen der Beschränktheit des Raumes leichter gesagt als getan. Nach einigen Tagen packte mich der Schrecken als ich in meinem Hemd Läuse fand.

Ich war durch unaufhörliches Beissen und Brennen am Hals, das ich zuerst auf den Strohstaub zurückgeführt hatte, auf die fürchterlichen Quälgeister aufmerksam worden, als ich mein Hemd einer eingehenden Untersuchung unterzog. Aber niemand blieb davon verschont. Während der Arbeitspausen sassen die Gefangenen nackt oder halbnackt da und suchten Läuse. Da fand ich im Hof eine alte Eisentoanne. Ich spülte sie aus, füllte sie mit Wasser, grub in der Nähe der Schreinererei ein Feuerloch und fachte mit Abfällen aus der Schreinererei ein Feuer an. Das Wasser kochte. Schnell holte ich meine ganze Wäsche und die meiner Kameraden und warf sie hinein. Das half. Erst später aber merkte ich, dass man bunte und weisse Wäsche nicht zusammen kochen darf, denn ein buntes Halstuch hatte alle meine Hemden gefärbt.

Am Sonntag gab es auch eine Predigt. Zwei Pfarrer sprachen vorzüglich und verrieten eine tiefe Einsicht in Menschen und Welt. Aber da hatte eines Sonntags ein Dominikanerpater Gottesdiens angesagt. Und als wir hingigen, begann er "Das Himmelreich ist die katholische Kirche". Da hielt es mich nun nicht, sondern ich zog mich leise aus dem Kreis der Zuhörer zurück. Eine besondere Bedeutung erhielt der Sonntag dadurch, dass er Posttag war. Welche Erregung unter den Gefangenen, als am 15. November die erste Post aus Deutschland eintraf. Ich selbst gehörte nicht zu den Glücklichen. Den ersten Brief von zu Hause erhielt ich am 29. November. Wir benutzten natürlich den Sonntag ebenfalls, um die erhaltene Post zu beantworten. Erst war unserem Schreiber keinerlei Beschränkung auferlegt, dann wurde aber nach deutschem Vorbild, beschränkte Schreiberlaubnis für 2 Briefe und vier Karten im Monat gegeben. Die übrigen

Stunden des Sonntags lagen wir in dem zerstampften, läusebesäten Stroh oder gingen stundenlang im Hof auf und ab, bis uns die früh hereinbrechende Nacht hinwegscheuchte. Die vier Räume, in denen die Gefangenen lagen, waren von den Franzosen folgendermassen benannt worden: Der Sistersaal, in dem meist wohlhabende Leute lagen, hiess bei ihnen: "salle de l'aristocratie". Der unsrige, seiner gemischten Belegschaft zufolge: "Pêle-mêle", der dritte, meist von Seeleuten belegt, in dem immer Radau herrschte: "salle des assassins". Im vierten Saal waren Soldaten. Dort spielte Sonntag abends vor dem Appell ein aus vier Mann bestehender Bläserchor, die Instrumente stammten von ebenfalls gefangenen fahrenden Musikanten, bis die Franzosen die Musik verboten. In jedem Raum hing eine einzige Oellampe. Die Insassen fanden sich ~~abends~~ bei ihr zusammen und dann wurde geplaudert oder es wurde ein Volkslied gesungen, dessen Klänge wehmütig und voll Sehnsucht in die Nacht hinausschwebten. Nach einigen Wochen wurden in der Kantine Kerzen verkauft, später Lampen und Petroleum. Erst dann bildeten sich kleine Gemeinschaften, die sich mit Lesen, Schreiben oder Kartenspielen die Zeit vertrieben. Das Essen war ungenügend. Mittags eine dünne Suppe mit einem Stückchen Fleisch, abends desgleichen. Bald gabes letzteres nur noch jeden zweiten Tag. Einmal gab es drei Wochen lang Tag für Tag Suppe aus verschimmeltem Reis, so dass sogar die Aermsten und Hungrigsten auf sie verzichteten und sich mit ihrem Stück Brot begnügten. Als ein Oberleutnant bei einem Besuch einmal in der Küche die für uns bestimmte Brühe sah, sagte er erstaunt: "Das ist ja unerhört". "Erhalten denn die Gefangenen nicht wenigstens etwas Gemüse?"

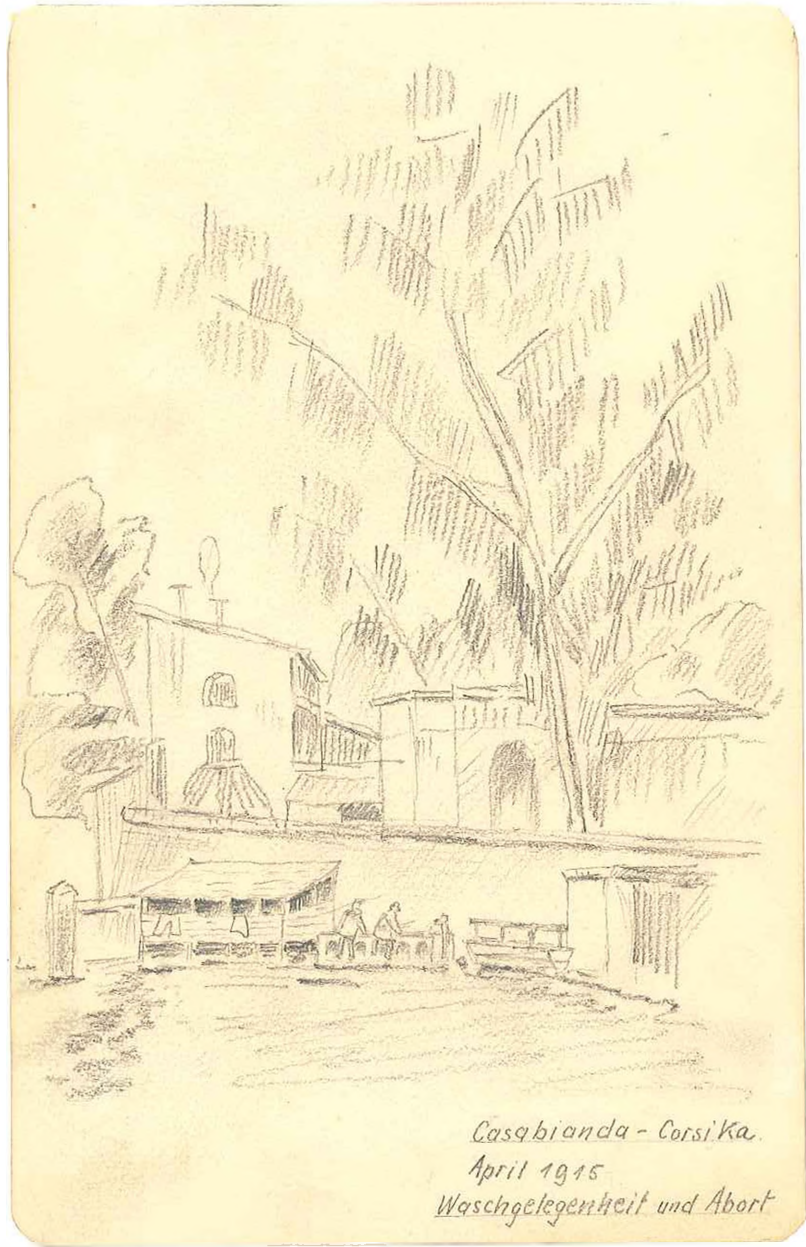
In der ersten Zeit trösteten wir uns über die traurige Lage hinweg, indem wir uns einredeten, dass es sich ja nur um einen vorübergehenden Zustand handle und keinem fiel es ein,

sich die Hoffnung auf baldige Freiheit rauben zu lassen.
~~Interessierte~~^{Konzentrierte} sich doch unser ganzes Interesse auf die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen. Es bedeutete daher eine unerträgliche Qual für uns, dass wir uns keine Zeitung kaufen durften, die noch dadurch erhöht wurde, dass alle möglichen Gerüchte über die Ereignisse im Lager die Runde machten. Hatte es doch gleich in den ersten Tagen unserer Anwesenheit der Kommandant nicht verschmäht, den Krawattenverkäufer rufen zu lassen und ihm mitzuteilen, dass laut offiziellen Nachrichten General Kluck und der Kronprinz den Tod gefunden hätten. Der Kommandant habe sogar sein Beileid darüber ausgedrückt. Wir sahen, dass die Waldhüter nicht lesen konnten und diesen ein poilu die Zeitung vorlas. Wir versuchten daher, aus den Mienen der Waldhüter zu lesen, ob die Nachrichten gut oder schlecht waren. Aber auf die Dauer war das ja nicht zu ertragen. Wir durchsuchten die auf dem Felde oder die in den Werkstätten abgehängten Jacken der Aufseher nach Zeitungen. Wir versuchten, die Aufseher in ein Gespräch zu verwickeln und ihnen die Zeitung aus der Tasche zu klauen. Einmal gelang es, im Büro eine Zeitung während der Auszahlung zu klauen. Der Dieb wurde aber gefasst und mit acht Tagen Dunkelzelle bestraft. Schliesslich gingen wir in unserer Verzweiflung so weit, die benützten Zeitungsfetzen des "Petit Bastiais" auf der französischen Latrine zu fischen und sie nach Nachrichten zu durchforschen. Der Fremdenlegionär konnte ab und zu eine Zeitung fischen, doch stand nichts von Bedeutung darin. Umso intensiver machten alle möglichen Gerüchte die Runde. Deutsche gefangene Soldaten verbreiteten die Nachricht, dass Verdun am ersten November gefallen sei und die Franzosen es mit Absicht ver-

heimlichten. Dann hiess es, Calais werde beschossen. Schliesslich tauchte Mitte November das Gerücht auf, dass Italien sich zum Kriege gegen Frankreich vorbereite. Dieses Gerücht verstärkte sich immer mehr, besonders als einigen Gefangenen mitgeteilt wurde, ihre über Italien gesandten Postanweisungen seien zurückgehalten worden. Schliesslich begeisterte sich jedermann an dem Gedanken der Kriegserklärung Italiens. Eines Tages zeigten uns die Waldhüter voll Freude eine grossmächtige Ueberschrift in der Zeitung, dass 50 000 Deutsche von den Russen umzingelt seien. Zwei Tage später war es mit der Freude aber zu Ende. Die Deutschen hatten sich durchgeschlagen (Litzmann) und Lodz fiel in ihre Hände.

Ich war gerade einen Monat in der Schreinerei beschäftigt, als meine Tätigkeit ein plötzliches Ende finden sollte. Ich litt, wie viele Gefangene, infolge der schlechten Nahrung an Durchfall. Ich wollte nun für mich und einige Kameraden einen Kakao kochen und hatte vor der Schreinerei zu diesem Zweck ein Feuerchen gemacht. Da kam Georget hinzu und schnauzte mich an. Ich erwiderte ihm, ich sei krank und es sei eine Schande für Frankreich, die Gefangenen an Hunger und Krankheit sterben zu lassen. Wie ein Besessener rannte er bei diesen Worten zur Schildkröte, um diesen ungeheuerlichen Fall zu melden. Ich folgte, um mich zu rechtfertigen. Die Schildkröte liess mich aber nicht zu Wort kommen, sondern keuchte nur: "Vous serez puni". Man wird Sie strafen. Der Aufseher meinte, man müsse mich schwer bestrafen und ein dabeistehender Gendarm meinte: "mindestens acht Tage Dunkelzelle". Ein Waldhüter wurde herbeigerufen.

Er führte mich ab und meinte unterwegs: " Sie sehen eben nicht dumm aus, darum sagen Sie bloss in Zukunft nichts derartiges mehr". Die "cachot" genannten Dunkelzellen lagen im oberen Teil der Domäne und bildeten das unterirdische Gewölbe eines für Sträflinge gebauten Gefängnisses. Am Ziele angekommen, öffnete der Waldhüter eine schwere Tür, aus der es mir kalt entgegenwehte. Ein schmaler Gang führte an der Wand des Kellers entlang, dessen bretterverschaltete Fenster nur wenige Helligkeit eindringen liessen. Vier niedrige massive Türen mit einem winzigen quadratischen Guckloch in der Mitte waren in der Mauer. Der Waldhüter öffnete eine der Türen, die sich ächzend in rostigen Angeln drehte. Zögernd trat ich in die Finsternis, aus der mir ein ~~st~~usslicher Modergeruch entgegenschlug. Hinter mir schloss sich die Türe, der Riegel krachte. Ein Schlüssel knirrschte im Schloss, dann entfernten sich die Schritte meines Wächters, Nach einer Weile hatten sich meine Augen an die Finsternis gewöhnt. Ich merkte, dass ich in einem kleinen, 4 Schritte breiten, 6 Schritte langen Gewölbe war. Eine über der Türe freigelassene, mit Eisenbarren versperrte schmale Oeffnung liess einen matten Schein hereindringen. Mein Fuss verfiel sich in den Löchern durchgefauter Bohlen. Mittags brachten mir Vollbart und Fitje Essen und schmuggelten Streichhölzer und Kerzen durch. So konnte ich meine Zelle einer näheren Besichtigung unterziehen. Nichts enthielt sie, als einen morschen Kübel, der in einer Ecke stand und eingetrockneten Menschenkot enthielt. Der Boden war voll Staub und Schmutz. Abends brachten mir meine Freunde Decken. Vergebens bat ich, meine Notdurft ausserhalb der Zelle verrichten zu dürfen. In der Nacht quälten mich Stechmücken



Casqbianda - Corsi Ka.
April 1915
Waschgelegenheit und Abort

und Ratten. Am nächsten Tag erhielt ich Briefe aus der Heimat, die meine Kameraden durchschmuggelten und die mir Trost im Leiden waren. Am nächsten Tage wurde ich sonderbarerweise wieder freigelassen. Wenn ich daran denke, dass später oft 6 - 7 Mann in einer solchen Zelle eingesperrt wurden, überläuft mich heute noch ein Schauer.

Die Typhusepidemie.

Seit Mitte November litt eine grosse Anzahl von Kameraden infolge der schlechten Ernährung, Kleidung und Unterkunft an der Ruhr. Man kann sich leicht vorstellen, welche Verbreitung sie bei den geschilderten Verhältnissen fand. Die Kranken mussten nachts die gleiche Tonne benutzen wie die übrigen Kameraden. Sie strömte einen fürchterlichen Geruch über die Schlafenden, ich selbst war nur etwa 5 Meter von ihr entfernt. Wir liessen den Kommandanten immer wieder bitten, diese unhygienische Einrichtung abzuschaffen, aber es war vergeblich. Die Zeichen der sich verbreitenden Ruhr waren überall sichtbar. Die Latrine war voll mit blutigem Menschenkot. Aechzend wanden sich die Kranken im Stroh und schüttelten sich in schwerem Fieber, zu schwach, um zum Arzt gehen zu können. Dieser aber erklärte rundweg, er selbst besuche keinen Kranken. Wenn ein Kamerade nicht zu ihm komme, so sei er selbst daran schuld. So plötzlich aber erfolgten die Anfälle, dass gar keine Zeit war zum Arzt zu gehen, denn die Betroffenen fielen einfach um. Auf einmal wussten wir, dass

es Typhus war. Die Räume füllten sich mit Kranken, die mit den Gesunden in einer Reihe im Stroh lagen. Bedrückt gingen auch diese umher und warteten, bis die Reihe auch an sie kommen würde. Es war ein entsetzliches Warten auf den umherschleichenden Tod. Unsere Kameradschaft kaufte eine Flasche Rhum in der Kantine, um morgens und abends einen kleinen Schluck als antisepticum zu nehmen und wir waren tatsächlich einige von den wenigen, die die Krankheit verschonte. Schliesslich trugen wir die Kranken auf selbstgefertigten Bahren zu Marcantoni - so hiess der Arzt - aber dieser jagte sie fluchend weg. Wir wandten uns hilfesuchend an den Kommandanten, an die Offiziere, aber keiner wollte etwas mit dem Arzt zu tun haben. Am zehnten Dezember lag der zweite Tote seit unserer Ankunft zwischen uns, das erste Opfer des Typhus, ein zwanzigjähriger frischer Jüngling, der durch seine Fröhlichkeit bei den Kameraden allgemein beliebt war. So etwas Gewissenloses wie diesen Arzt wird es wohl kaum geben. Seine Heilmittel waren Haarschneiden, Chinin und cachot. Einem Schlosser, der sich in der Werkstatt eine Zerrung zugezogen hatte, gab er Chinin, einem anderen Gefangenen durchschnitt er bei einer Furunkeloperation die Sehne des kleinen Fingers. Das Schlimmste in dieser Lage aber war, dass die Kost für die meist Magen- und Darmleidenden die gleiche war wie für die Gesunden, erst viel später wurde den Typhuskranken im Lazarett Milch geliefert. Unsere beiden deutschen Aerzte, mühten sich, trotz des Verbots ^{von Marcantoni} in aufopferndster Weise um unsere Kranken. Hätten sie es nicht getan, so hätten wir mehr als nur zehn Kameraden in die Erde des verwaorlosten Friedhofs von

Casabianda gesenkt. Zwei weitere Opfer des Typhus, dessen Keime sie zweifellos aus Casabianda mitgebracht hatten, starben kurz nach unserer Uebersiedelung in das Lager Uzès.
Tagebuch:

Donnerstag, 3. Dezember 1914. Die Ruhr greift im Lager um sich. Vier Gefangene sind in unserem Raum erkrankt.

Montag, 7. Dezember 1914. Unsere deutschen Aerzte stellen bei einem deutschen Kameraden Typhus fest. Einer unserer Aerzte teilt dies dem französischen Kommandanten mit.

Dieser erwidert, der französische Arzt sei gerade im Urlaub, man solle eben die Kranken isolieren. Unser Arzt antwortet, es sei vor allen Dingen nötig, die Kranken in das Lazarett zu bringen und dort einen Ofen aufzustellen, damit man wenigstens einheizen könne. Hierauf der Kommandant: " Ich gebe Ihnen die Erlaubnis, einen Ofen zu bestellen, der selbstverständlich auf Ihre Kosten beschafft werden muss. Lassen Sie sich beim Dolmetscher einen Erlaubnisschein ausstellen."

Unterwegs begegnet Oblt. Simeoni unserem Arzt und spricht ihn an: " Ich weiss, dass Ihnen der Kommandant die Erlaubnis gegeben hat, einen Ofen im Lazarett aufzustellen, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, dass ihn der Arzt bei seiner Rückkehr hinauswerfen wird." Der Dolmetscher endlich weigert sich, einen Erlaubnisschein für die Bestellung eines Ofens auszustellen, erlaubt aber dafür, dass vier Kranke ins Lazarett übergeführt werden! Das erste Mal, dass Kranke überhaupt dorthin kommen! Zum Schluss meint jedoch der Dolmetscher, er könne überhaupt noch nichts gewiss versprechen, bis der Arzt aus seinem Urlaub zurückgekehrt sei. Er sei sehr eigenartig.

Dienstag, 8. Dezember 1914. Der französische Arzt ist aus dem Urlaub zurückgekehrt und hat die vier auf Veranlassung unseres Arztes nach dem Lazarett gebrachten Kranken hinausgeworfen, indem er hinzufügte, sein Lazarett sei kein Bordell und überhaupt nicht für die Kranken da.

Mittwoch, 9. Dezember 1914. Unser deutscher Arzt ging zu Marcantoni ins Lazarett und bat diesen, unsere Kranken aufzunehmen. Wütend darüber packte ihn Marcantoni am Arm und schrie ihn an, er werde dafür sorgen, dass er entweder zur Feldarbeit eingeteilt werde oder in die Zelle komme. Dann drückte er ihm einen Besen in die Hand und liess ihn die Krankenstube ausfegen.

Donnerstag, 10. Dezember 1914. Heute Nacht ist der seit einigen Tagen kranke, lustige Leipziger mitten unter uns gestorben. Wie schwer muss das seine Eltern treffen! Er hatte die Krisis schon überstanden, da konnte der entkräftete Körper wegen Fehlens von geeigneter Krankenkost keine Genesung mehr finden. Er hat in der Nacht den Pfarrer rufen lassen, der ihm von der Heimat erzählen musste, dann entschlief er lächeln wie ein Kind. Nun liegt er bleich in dem Brettergestell, das wir vor zwei Tagen als Bettstatt zimmerten. Tief eingefallen sind die Wangen des Toten, durch die Ritzen der Augenlider schimmern weiss die Pupillen, Draussen jagen schwere Wolken am Himmel dahin, von Zeit zu Zeit einen Regenschauer auf das Dach schmetternd -----

Wie zum Hohn klingt in die Stille das Trompetensignal, das die Kranken zum Arzt rufen soll. Nicht ein einziges Mal war Marcantoni bei dem Toten -----

Eine Viertelstunde später wird ein Gefangener drei Tage

eingesperrt, weil er sich krank meldete, aber vom Arzt als nicht krank befunden wurde. Nimmt es Wunder, wenn kein Kranker zum Arzt will?

Der Tote liegt noch immer in unserem Raum. Ein Sarg wird gebracht, der Tote hineingelegt. Der Pfarrer betet am Fussende, während am Kopfende ein Gefangener an einem Stück Brot kaut. Tod und Leben! Wie stumpf sind wir schon geworden! ----

Wir haben den Toten auf dem kleinen verwahrlosten Friedhof der Domäne begraben. Als der Sarg geschlossen war, trugen wir ihn in die Torhalle, wo eine kurze Andacht stattfand. Gerade als sich der Leichenzug in Bewegung setzte, kam Marcantoni, liess den Sarg wieder aufbrechen, warf einen flüchtigen Blick hinein und liess ihn wieder zunageln. Ein zorniges Murren war der ohnmächtige Ausdruck unserer Empörung. Von Gendarmen bewacht, setzten wir den Weg zum Friedhof fort und liessen den Toten in die Gruft hinab. Nun ruht er in fernem Land, weit weg von Vater und Mutter, die sich um ihn sorgen und ängstigen. Auf einem abgelegenen Erdenfleck aber steht ein einfaches Holzkreuz mit der Inschrift:

R. Ziesing Leipzig
geb. 10. Mai 1894
gest. 10. Dezbr. 1914.

Abends kommt zum ersten Mal der französische Arzt, um nach den Kranken zu sehen. Bevor er weggeht, sagt er: " Wer nicht zu mir kommen kann, dem geschieht es gerade recht "

Freitag, 11. Dezember 1914.

Nachmittags bricht ein Gefangener im Hof im Fieber zusammen.

Samstag, 12. Dezember 1914. Der im Hof zusammengebrochene Gefangene, der beim Verwalter im Hause hilft, wird von Marcantoni als nicht krank erklärt. Erst als der Verwalter bei ihm Vorstellungen erhebt, lässt er den Gefangenen von der Arbeitsliste streichen. Im Sisterraum liegen zwei neue Schwerkranke, in unserem Raum ist ein Kolonialdeutscher aus dem Kongo schwer erkrankt.

Dienstag, 15. Dezember 1914. In den Unterkunftsräumen liegen viele Kranke, die zu schwach sind, um zum Arzt zu gehen. Mittags kommt Oberleutnant Simeoni, schreibt ihre Namen auf und erklärt unserem Gruppenführer, dass die Kranken entweder zum Arzt gehen müssten oder aber ins Gefängnis kämen. Als dieser einwandte, dass die Kranken zu schwach seien, um aufzustehen, erwiderte Simeoni: "Das ist mir egal, entweder gehen die Leute zum Arzt oder ich werde sie ins cachot stecken." (transportez-les aux médecin, ou je les transporterai au cachot). Um zu vermeiden, dass die Kranken ins Gefängnis kamen, legten wir sie auf selbstgefertigte Bahren und trugen sie zum Arzt. Einige Gruppenführer gingen zum Kommandanten, um sich über diese Zustände zu beschweren. Auch die Verwaltersfrau baten wir, uns zu helfen. Sie ging auf Simeoni zu und schrie ihm ins Gesicht: " Vous êtes un idiot".

Mittwoch 19. Dezember 1914. Die Schwerkranken werden heute früh auf Brettern zum Arzt getragen, da es diesem nicht einfällt, sie zu besuchen. Es ist ein herzerreissender Anblick! Einer der Gruppenführer wird mit Widerstreben vom Kommandanten in der Türe empfangen. Er schildert die unhaltebaren Zustände und fragt zum Schluss: "Was wollen Sie tun, dass man die Kranken nicht in Wind und Wetter hin-und hertragen muss?" Der Kommandant erwidert: " Ich wünsche nicht derangiert zu

werden. Wenden Sie sich an den Arzt. Wenn Sie nicht den Mut haben (!), allein hinzugehen, gehen Sie mit dem Försterhauptmann." Mit diesen Worten macht er die Tür zu. Der Försterhauptmann aber weigert sich, mitzukommen und bemerkt, dass ihn zu diesem Menschen niemand bringe. Schliesslich lässt sich der Leutnant von der Kammer zum Mitgehen bewegen. Dieser geht in das Zimmer des Arztes voraus, um erst dessen Stimmung festzustellen, kommt aber sofort wieder heraus und meint, dass alle Mühe vergeblich sei. Als der Gruppenführer trotzdem an die Türe klopft, stürzt der Arzt heraus und herrscht ihn an: " sale brute, deux jours de cachot!" zu deutsch etwa: "Sauhund, zwei Tage cachot".

Ein Mann unserer Gruppe erkrankt plötzlich. Es scheint sich um Lungenentzündung zu handeln. Was Wunder, wenn der Wind durch alle Ritzen pfeift und die Leute ohne Decke im blossen Stroh liegen. Der kleine Schwabe ist auch wieder schwer krank, einige andere leiden am Typhus, darunter der dicke Doktor von der Waldkolonne und der Oesterreicher aus Laibach. Von den Kanalarbeitern aus Ghisonaccia werden zwei Schwerkranke ins Lazarett gebracht. Sie sagen, dass dort noch vier Typhuskranke ohne ärztliche Behandlung liegen.

Donnerstag, 17. Dezember 1914. Es wird bei Strafe verboten, Nachteiliges vom hiesigen Lager nach Hause zuschreiben. Unsere beiden deutschen Aerzte, die sich unermüdlich um die Kranken bemühen, werden zum Kommandanten gerufen. Er sagt ihnen, dass sie ins Gefängnis geworfen würden, wenn sie ihre Tätigkeit ausüben, ebenso würde es allen denjenigen Gefangenen ergehen, die sich von ihnen behandeln lassen würden.

Der Kranke unserer Gruppe erbrach sich heute dreimal. Unser Gruppenführer will den Arzt holen. Dieser aber entgegnet,

er werde den Mann einsperren lassen, weil er sich nicht krank gemeldet habe und zu ihm gekommen sei. Darauf der Gruppenführer: "Aber er kann ja keinen Schritt tun." Der Arzt: "Ist mir ganz egal, wenn er morgen nicht zur Arztvisite kommt, fliegt er ins Loch."

Freitag, 18. Dezember 1914. Ein Gefangener mit Händen voller Blasen geht zum Oberleutnant, um sich vom Arbeitsdienst befreien zu lassen. Dieser willigt ein, als er den Zustand des Kranken sah und befahl ihm, sich beim Arzt krank zu melden. Beim Arzt angekommen, lässt sich dieser die Zunge (!) des Kranken zeigen und schreibt ihn arbeitsfähig. Da aber der Gefangene nicht zur Arbeit antritt, wird er über Nacht in die Zelle gesperrt. Heute trugen wir den Kranken unserer Gruppe ins Lazarett. Er fantasiert in einem fort. Er bat, der Pfarrer möge zu ihm kommen, er wolle sein Testament aufsetzen. Marcantoni aber entscheidet: "Pfarrer und deutsche Aerzte will ich nicht in meinem Lazarett."

Samstag, 19. Dezember 1914. Der totkranke Stuttgarter verlangt heute abend wieder nach dem Pfarrer. Dies wird vom Arzt aufs Neue verweigert.

Sonntag, 20. Dezember 1914. Der Stuttgarter stirbt, nachdem es dem Pfarrer vorher gelungen war, in Abwesenheit des französischen Arztes zu ihm zu kommen.

Montag, 21. Dezember 1914. Der erst zwanzig Jahre alte Tote wird beerdigt. Der Dritte! Erst vor vier Wochen erhielt er die Nachricht, dass sein Bruder gefallen sei.

Weihnachten, 25. Dezember 1914. Im Lazarett stirbt ein Seemann am Typhus.

Samstag, 26. Dezember 1914. Wir begraben den vierten Toten. Er ist 22 Jahre alt.

Sonntag, 10. Januar 1915. Heute starb ein 38 jähriger Gefangener, den der Krieg auf einer Erholungsreise in den Pyrenäen überrascht hatte. In der Gefangenschaft trug er immer seine unheimlich starken, mit dicken Eisenzinken besetzten Bergschuhe, so dass wir oft dachten, diese Bergschuhe würden wohl die Gefangenschaft aushalten. Nun haben die Schuhe gehalten, nicht aber der Besitzer.

Montag, 11. Januar 1915. Wir holen Blumen und Grün für den Toten und streifen ohne Bewachung bis zum Meeresstrand. Die Wolken eines sonnigen Frühmorgens spiegeln sich auf der weiten Wasserfläche. Nach Nordosten hin, weit in der Ferne, steigt einsam ein tiefblauer Berg aus dem Meer auf. Sehnsüchtig schweifen unsere Blicke hinüber. Wir ahnen alle, dass dort die Freiheit winkt, aber kein Boot findet sich am Strand -----

Nachmittags begruben wir unseren Toten.

Mittwoch, 13. Januar 1915. Im Nebenraum sind wieder einige Fälle von Typhus vorgekommen.

Donnerstag, 14. Januar 1915. Der Seemann aus unserer Gruppe ist im Lazarett gestorben.

Samstag, 16. Januar 1915. Um das Grab des Toten zu schmücken, haben wir Kränze gewunden. Seeleute haben aus grünen Zweigen ein Schiff gebaut und eine kleine Flagge daran geheftet. Diese wird während des Leichenbegängnisses von einem Gendarmen abgerissen. Der Tote hinterlässt vier Kinder, seine Frau ist ihm vor kurzer Zeit im Tod vorausgegangen.

Sonntag, 17. Januar 1915. Weitere fünfzig Gefangene werden in unseren Raum gepresst, so dass jetzt insgesamt 183 darin liegen. Um dies zu ermöglichen, wird jedem Mann ein Anteil von 2 m Länge und 70 cm Breite abgemessen. Ich liege nur noch vier Meter von dem Notdurftkübel entfernt, der einen ekelhaften Gestank verbreitet.

Montag, 18. Januar 1915. Da der Kübel während der ganzen Nacht von den Ruhrkranken benutzt wird, riecht es entsetzlich.

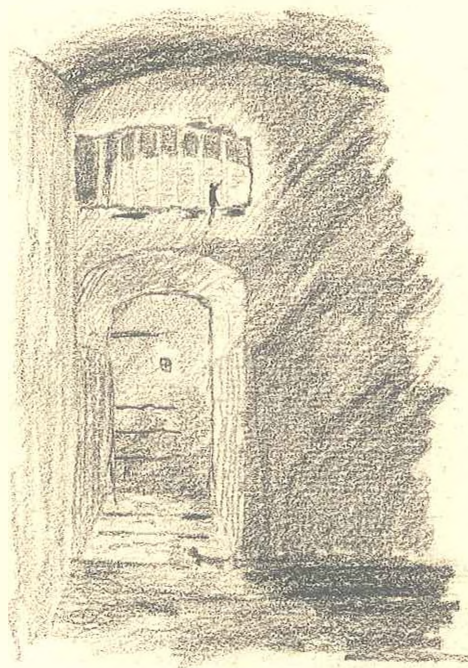
Dienstag, 19. Januar 1915. Der schauderhafte Gestank aus dem Kübel lässt mich nicht einschlafen. Während der ganzen Nacht ist er in Benützung. Viele meiner Kameraden husten Tag und Nacht und spuken Blut. Ich warte jeden Tag darauf, dass auch ich krank werde und wundere mich, dass ich es noch nicht bin.

Donnerstag, 21. Januar 1915. Heute kam ein Seemann in die Dunkelzelle. Es wurde Simeoni gesagt, dass der Bestrafte geschlechtskrank sei. Die Antwort lautete: " Ich will ihn schon mit cachot kurieren."

Samstag, 23. Januar 1915. Ein Zweiundzwanzigjähriger stirbt im Lazarett. Es wird verboten, irgendwelche Nahrungsmittel in der Kantine zu kaufen.

Montag, 25. Januar 1915 . Im Lazarett ist gestern der lustige kleine Seemann aus unserem Raum gestorben. In meiner nächsten Nähe ist ein noch nicht siebzehn Jahre alter Schiffsjunge an Typhus erkrankt. - Der Kübel riecht entsetzlich -

Der Arzt verabreicht nur noch drei Mittel: Cachot, Chinin, Haarschneiden. Letzteres wird in allen denjenigen Fällen angewandt, wo ein Gefangener sich wegen Kopfschmerzen beklagt.



Casabianda - Corsica 1914

3Tuge cachot

Ein Seemann kommt in Streit mit den Waldhütern. Einer von diesen sticht ihm mit einem Messer in den Rücken. Er wird in die Zelle abgeführt und erhält keine ärztliche Behandlung, obgleich er klagt, dass die Wunde brenne. Wir schmuggeln Karbol und Watte in das Gefängnis.

So viel über Krankheit und ärztliche Behandlung in Casabianda. Den letzten und zehnten Toten während unseres halbjährigen Aufenthalts in Casabianda, einen Soldaten, begruben wir am 22. April, wenige Tage vor unserer Abreise nach dem Lager Uzès in Südfrankreich. Es ist mir heute noch ein Rätsel, dass sich von den zahlreichen Typhuskranken so viele wieder erholten, wieweil viele von ihnen noch lange unter den Nachwirkungen dieser tückischen Krankheit zu leiden hatten.

Bis zum Jahresende.

Als ich an einem Sonntag aus der Zelle entlassen wurde, beschloss ich, mich am nächsten Tag in die Waldkolonne einreihen zu lassen, da deren Arbeit, Brennholz zu holen, leicht war. Aber ich hatte meine Rechnung ohne Georget gemacht, der mich, trotzdem ich mich beim Antreten in das zweite Glied stellte, herausfand und mich zur Strafe für mein Verhalten unter die Erd- und Strassenarbeiter steckte. Wir begannen damit, die von Druckwasser heimgesuchten Felder mit einer hohen Erdaufschüttung zu belegen, nachdem die in jahrelanger Arbeit gebauten Entwässerungsgräben samt Pumpwerk die versumpften Felder nicht austrockneten. Wir wurden nach einiger Zeit von Soldaten abgelöst und ~~wieder~~ dann zum Strassenbau versetzt. Wir besserten die von der Staatsstrasse zur Domäne führende Strasse teils aus,

teils stellten wir sie vollständig neu her. Dazu mussten wir Steine klopfen, Schubkarren fahren, Schotter einstreuen. Auch an der Strasse zurückgelassene Baumstümpfe bohrten wir an, und sprengten sie mit Schwarzpulver. Ein neuer Aufseher, der eine schwarze Binde über das linke Auge trug und daher von uns "der Einäugige" genannt wurde, versprach uns guten Lohn, wenn wir tüchtig arbeiten würden. Er zog z.B. ein Notizbuch aus der Tasche und rief: "Wenn Ihre arbeitet, wie jetzt, werde ich für heute jedem 50 cents Arbeitslohn notieren." Das war natürlich alles Schwindel und schien zur Aufgabe der Aufseher zu gehören. Die Sache wurde von den Franzosen dadurch grosszünftig gelöst, dass gegen Ende Dezember 1914 erklärt wurde, dass wir überhaupt nicht auf Lohn Anspruch hätten und infolgedessen auch keinen mehr bekämen. Wer aber nach Ansicht des Aufsehers nicht genügend arbeitete, wurde nach wie vor wegen "mauvaise volonté au travail" über Nacht in die Zelle gesperrt.

Als wir eines Tages zur Arbeit ausrückten, hatte sich vor dem Tore eine grosse Anzahl von Korseen, die ihre kleinen struppigen Pferde am Zügel hielten, zur Musterung eingefunden. Sie nahmen gegen uns eine drohende Haltung ein, als wir durch das Tor marschierten. Da nahmen wir aber unser Werkzeug, zum Einhauen bereit, drohend in die Hand und da wichen sie schnell vor uns zurück. Aufregungen im Lager gab es alle Augenblicke. War irgend etwas los, so bestand die Taktik des Kommandanten darin, alle nichtbeteiligte Gefangenen in die Unterkunftsräume einschliessen zu lassen. So fanden wir eines Tages bei der Rückkehr von der Arbeit den Hof vollkommen leer und wurden sofort nach dem Wegtreten eingeschlossen. Dort erfuhren wir, dass einige der Bauarbeiter Wein bekommen und beim Trinken ein Lied angestimmt hatten, worauf sie Simeoni alle ins Gefängnis abführen liess. Beim Abführen wurden den Gefangenen von den begleitenden

Gendarmen Fusstritte verabreicht. Als nun einer der Gefangenen, ein Soldat, eine abwehrende Bewegung machte, schoss ein Gendarm auf ihn und streifte ihn am Hals, so dass er ins Lazarett gebracht werden musste. Aus das hin schrieb ein Steuermann nach Hause, dass Kameraden von ihm mit Fusstritten behandelt worden seien. Er musste zum Kommandanten kommen, der ihn fragte, ob er mit Fusstritten behandelt worden sei. Er antwortete, dass er sich nicht hätte mit Fusstritten behandeln lassen, aber vier seiner Kameraden seien auf diese Weise behandelt worden. Der Kommandant hiess den Gefangenen einen Lügner und warf ihm vor, dass er die französische Nation beleidige. Nun glaubte auch der anwesende französische Dolmetscher eingreifen zu müssen, indem er den Gefangenen anfuhr: "Wissen Sie, was man mit Ihnen machen sollte? Man sollte Ihnen eine Kugel durch den Kopf schiessen." Der Gefangene erwiderte dem Dolmetscher ruhig, dass er ihn nicht beleidigen könne. Die ruhige Erwiderung ärgerte den Kommandanten derartig, dass er den Gefangenen ein Schwein nannte. Mit unerschütterlicher Ruhe antwortete der Gefangene: " Sie können mich auch nicht beleidigen." Auf dies hin wurde er hinausgeworfen, ohne dass weiter etwas erfolgt wäre.

Das Arbeiten in der Nähe des Guts erweckte in uns den Wunsch nach mehr Freiheit. Ich versuchte oft, mich von der beaufsichtigten Gruppe zu entfernen, streifte am Ufer entlang, um ein Boot ausfindig zu machen. Ja, mit ihm könnte man, nach Süden steuernd, Sardinien, nach Osten hin Italien erreichen. Hätten wir ein Ruderboot gefunden, wir hätten den Ozean überquert. Beim Abendappell tauschten wir oft die Franzosen. Gefangene versteckten sich irgendwo in der Domäne, brachen nachts aus und suchten nach Booten in den Buchten der Insel. Aber immer vergeblich!

Anfang Dezember versuchten die ersten Gefangenen die Flucht. Ihr Plan war, in einigen Tagemärschen die Südspitze der Insel zu erreichen. Dort hofften sie, ein Boot aufzutreiben und, die ~~Strasse~~ Meerenge von Bonifacio überschreitend, nach Sardinien zu gelangen. Da die von den Sümpfen und Bergen eingefasste Strasse einen Engpass bildet, wurden sie noch in derselben Nacht an einer von Gendarmen besetzten Stelle der Strasse gefangen. Sie wurden mit Ketten gefesselt und vor uns über den Hof geführt. Simeoni aber wandte sich hohnlachend an uns: "Erst wird man ihnen dreissig Tage Dunkelzelle geben, dann werden sie einen weiteren Monat in der Festung Corte verbüssen. Aber ich glaube nicht, dass das noch nötig ist. Vielmehr wird man sie dorthin transportieren....." und er zeigte mit der Hand in der Richtung nach dem Friedhof. Unglücklicherweise wurden bei dem angesetzten Nachtappell einige andere Gefangene vermisst, die wieder einmal auf der Suche nach einem Boot waren. Als sie zum Morgenappell zurückkamen, wurden sie festgenommen und mit acht Tagen Dunkelzelle bei Wasser und Brot bestraft. Von dieser Zeit ab trafen die Franzosen grössere Vorsichtsmassnahmen, Simeoni ging sogar soweit, einen Gefangenen wegen "Fluchtverdachts" einstecken zu lassen. Ein anderer Vorfall, der Aufregung hervorrief, spielte sich eines Tages ab, als wir gerade auf dem Hof angetreten waren. Ein berittener Gendarm mit zwei ledigen Pferden am Zügel kam hereingesprengt um den Arzt zu holen. Ein korsischer Bandit war aus dem französischen Heere desertiert, um dem Gesetz der vendetta nachzukommen. Er war von den Gendarmen auf einem benachbarten Hof aufgespürt und im Feuerwechsel schwer am Schädel verletzt worden. Der verwundete Bandit wurde in unser Lazarett gebracht, nach einem Tag holte ihn ein verdeckter Wagen ab, auf dem eben

dem Gendarmen seine blühende, junge Frau sass. Ein echt italienischer Typ mit hellbraunem Teint und glänzend schwarzen, gescheitelten Haaren. Auf der Bahnstation starb der Schwerverwundete. Uns aber wurde weissgemacht, der Bandit habe auf uns gelauert, um uns eines aufs Fell zu brennen und es seien in der Nähe des Guts noch einige vorhanden, die es auf uns abgesehen hätten.

In der Kantine gabes Wein. Der Liter kostete zuerst 30 cents und stieg im Laufe weniger Wochen auf das Doppelte. Unter den vielen netten und guten Kameraden gabes nun leider einige, die nicht Mass halten konnten. Da war z. B. das lange Ester, das immer in angesäuseltem Zustand herumtorkelte. Andere wurden nach Alkoholgenuss handelsüchtig, bis man sie mit Faustschlägen zu Boden legte. Wieder andere waren komische Käuze, wie man sie wohl selten in ihrer ganzen Menschlichkeit sieht. Da war ein Steuermann Knus, der den Schafstall reinigte. Er bekam für seinen Dienst öfter als ihm gut tat, eine Flasche Schnaps. Mit ihr zog er sich in sein Strohlager zurück und stellte zum Entsetzen seiner Nachbarn stundenlang laute philosophische Betrachtungen an. Da war der Schiffsoffizier, der gerne einen verlötete, dann der Aeh-Assessor, dann eine Skatecke in der Ecke unseres Raumes, die nie ein Ende finden konnte, bis es schwere Gegenstände in die Ecke hagelte. Da war aber noch eine ganze Reihe von Originalen. Da war der alte hinkende Dalmatiner, in dessen Rede man immer wieder hörte: "O Cattaro, O Cattaro!" Er spielte mit seinen Landsleuten stundenlang Karten und wurde öfters beim Falschspielen ertappt. Dann setzte er eine erbarmungswürdige Leidensmiene auf. Einmal bekam er einen Mordskrach mit einem Mitspieler. Es wurde so laut, dass ihn die Franzosen mit seinem Kontrahenten zu unserem Ergötzen in die gleiche Zelle sperrten. In unserem Raum lag auch ein Tippelbruder

der sich immer vom Waschen drückte. Eines Tages aber schleppten ihn kräftige Fäuste zum Wasserhahn und bearbeiteten sein Fell mit einer Scheuerbürste. Da war auch der urbayrische Seppel aus Franken, der uns so manchen Abend durch den Vortrag seiner Couplets erfreute. Er streifte dabei seine Aermel auf und hatte ein Grinsen im Gesicht, dass alles lachen musste. Auf der Terasse konnte man täglich, wenn die Sonne auch noch so heiss schien, eine vom Kopf bis zu den Füßen in Decken gehüllte Gestalt sehen. Es war unser Kuchenbäcker, der sich auf diese Weise vom Arbeitsdienst drückte. Da war noch der verrückte August, der ein fabelhaftes Gedächtnis zeigte, wenn er von seinen Fahrten durch Südamerika erzählte. Er sammelte Zigarettenstummel auf und rauchte sie zu Ende. Die Terasse, auf der er die meisten Stummel fand, nannte er seine Plantage. Ein Gefangener gab August aus Mitgefühl einmal ein Päckchen Tabak, aber August setzte das Päckchen in Wein um und meinte, er rauche nur Stummelzigaretten.

Weihnachten nahte! Je mehr wir ihm entgegengingen, desto schwerer fühlten wir den Druck des Gefangenseins, um so mehr als ~~sich~~ an jedem neuen Tag Kameraden, von Krankheit und Seuche ereilt, sich schmerzverzerrt und mit Stöhnen im schmutzigen Stroh wanden. Winterregen setzte ein und rann durch das lecke Dach in die Räume. Einmal war über Nacht die Kette der Berge bis auf die tiefsten Hänge gerab mit Neuschnee bedeckt. Durch die dauernd auf-und zugehende Tür pfiff von draussen ein eisiger Wind. Es fror uns entsetzlich. Da tat unsere Dreierkameradschaft einen tiefen Griff in den Geldbeutel und bestellte durch die Kantine drei Strohsäcke für je ffrs. 7.50. Um sie zu füllen, kauften wir von einem Aufseher für ffrs. 6.-- Stroh. Einen Tag vor Weihnachten durften wir einen Baum holen, den wir mit

Kerzen und Zierrat schmückten. Am Morgen wurden wir durch die Hiobspost geweckt, dass die Wasserleitung geplatzt sei. So mussten wir ungewaschen eine Hilfskolonne bilden und im Laufe des Tages die Leitung wiederherstellen. Abends endlich strahlte der Weihnachtsbaum im Glanze der Lichter. Einer der Pfarrer sprach von der Heimat und von Weihnachten zu Hause. Seine schlichten und doch in die Tiefe gehenden Worte gingen wohl zu aller Herzen. Es quoll heiss in mir auf, als ich an meine Lieben zu Hause dachte und an meine deutschen Brüder an den Fronten, die nun wohl auch alle der Heimat gedächten. Viele aber von uns, Junge und Alte, starrten regungslos in den Lichterglanz, hinter dem sich die Ungewissheit quälend und drohend verbarg.

Von zu Hause erhielt ich ein hochwillkommenes Paket. Unserer Gemeinschaft stiftete ich zu Weihnachten drei Porzellantassen zum Kaffeefassen. Unsere drei Strohsäcke hatten wir aufeinandergelegt, so dass sie eine Art Sofa bildeten. In der Kantine hatte es zu billigem Geld Rum gegeben. Aus ihm brauten wir einen Trank. Zu ihm fand sich auch der kleine lustige Seemann ein, der wenige Tage später am Typhus sterben sollte. Dann schliefen wir auf unseren Strohsäcken wie auf Paradiesbetten.

Am Weihnachtstag sassen wir zusammen, plauderten von der Heimat und von vergangenen Zeiten. Am Abend wurde der Lichterbaum nochmals entzündet. Da kam Steuermann Knus betrunken zur Türe herein, lallte, dass im Lazarett wieder einer gestorben sei, fiel unter den Tannenbaum und weinte.

Das Ende des Jahres verging ohne Hoffnungsschimmer auf Freiheit. Am Sylvesterabend baten die Gefangenen im Neben-

raum, man möchte sie doch den übervollen Notdurftkübel entleeren lassen. Die Gendarmen lachten die Gefangenen aus und sagten, sie würden statt dessen Kugeln durch die Köpfe der Gefangenen schießen. So wurde notgezwungen der Kübel durch das Fenster in den Hof entleert. So schloss das Jahr 1914.

Das Jahr 1915.

Es war ein Glück, dass das Wetter mild und schön war, so dass unser Zustand infolge der äusserst primitiven Unterku^{ft} nicht ganz unerträglich wurde. Gefangene deutsche Soldaten trafen ein und setzten noch weitere Gebäude der Domäne in Stand. Gleich zu Beginn des Jahres nahm mich die Dunkelzelle wieder auf. Da mich, wie alle meine Kameraden das Kriegsgeschehen Tag und Nacht beschäftigte, hatte ich mich einmal beim Strassenbau ins Gebüsch gedrückt, um eine Karte vom Kriegsschauplatz zu studieren und wurde wegen "Mauvaise volonté au travail" eingesperrt. Ich teilte mit noch sechs Leidensgefährten die enge Zelle. Als ich nach einem Tag wieder freigelassen wurde, schloss ich mich der Waldkolonne an, was ich nicht bereute. Die Waldkolonne war in mehrere Gruppen eingeteilt. Ich stellte mich zu der sogenannten Reisigkolonne, die die Aufgabe hatte, Reisig für die Küche und Bäckerei zu sammeln. Ueppig wucherte dieser zwischen den lichten Korkeichenbeständen und da wir rund zwanzig Mann waren, brauchten wir uns nicht allzusehr anstrengen. Wir machten es immer so, dass ein Teil arbeitete, während der andere Teil ein Feuer für die P~~a~~use entzündete. Dieser

Teil der Reisigkolonne, welchem die schonungsbedürftigen Kameraden angehörten, konnte sich wenigstens etwas am Grün der Bäume und am Blau des Himmels erfreuen. Bei der Pause wurde über dem Feuer das mitgenommene Brot geröstet. Es kam bei unserer Arbeit auch vor, dass wir mit dem Reisig eine grosse Pflanzung junger Korkeichen mit ausrissen. Als der Gutsverwalter kam und uns warnen wollte, war der Schaden schon getan. Bald brachten wir vom Wald auch geschlagene junge Stämme mit ins Lager, welche wir zum Bau von Bettstellen verwandten. Die Bettverspannung wurde mit geklautem Draht gemacht und dann der Strohsack darauf gelegt. Bald wurde auch dies verboten, doch gelang es uns, weiter Holz ins Lager hereinzuschmuggeln, bis zuletzt jeder Gefangene seine Bettstatt hatte, was sehr dazu beitrug, den Schmutz und die ansteckenden Krankheiten zu bekämpfen. Als später einmal ein Amerikaner von einer Kommission das Lager besichtigte, wurde er vom Kommandanten ganz besonders auf die Vorzüglichkeit - seiner - Betten aufmerksam gemacht. Eine weitere Beschäftigung der Waldkolonne war, Holzkohlen zu brennen. Das Bedürfnis, in Anbetracht der schlechten Verpflegung selbst kochen zu können, war allgemein. Es gab in der Kantine zwar Petroleum, aber keine Kochapparate dafür. Kochen war damit also unmöglich. Da kam ein findiger Kopf darauf, Holzkohle zu brennen und bald brannten Dutzende von kleinen Holzkohlenöfchen, die wir aus Lehm und alten Dosen anfertigten, im Lager. Sie waren natürlich nicht dazu angetan, die Luft in unseren Räumen zu verbessern, aber was bedeutete dies gegenüber dem Vorteil, Kaffee und Thee bereiten zu können. Wenn ich daran denke, dass wir uns von wurmigem Schiffszwieback in grosser Würfelform ernähren sollten. Etliche versuchten, diese Würfel mit Eisenklammern

zu zerschlagen, die Würmer herauszulesen, die Masse aufzuweichen und dann mit Fett wieder zu verbacken. Aber das war ungeniessbar. Da die Kantine zweifellos an den "boches" gut verdiente, möchten auch die Waldhüter denken, dass sie ein Geschäft machen konnten. Eines Abends erschien einmal ein solcher in unserem Saal, schlug die geblähte Pelerine zurück und wies auf die darunter verborgenen Würste und Schinken. Er war seinen ganzen Laden im Handumdrehen los. Von da ab kam der Wurstmax täglich und versorgte die Gefangenen mit seinen Fleischwaren. Er versorgte uns auch noch, als aus sogenannten Repressaliengründen Ende Januar 1915 jeder Lebensmittelverkauf der Kantine verboten war. Wir, die wir ausserhalb der Domäne beschäftigt waren, konnten dies dadurch umgehen, dass wir uns an die Landstrasse schlichen und warteten, bis sich ein Bauernwägelchen zeigte. Wir kauften dann den Bauern ab, was zu haben war. Mit der Zeit kochte ein erheblicher Teil der Zivilisten selbst, so dass wir den armen, immer hungrigen deutschen Soldaten, einen grossen Teil unserer Verpflegung abgeben konnten. Wie sehr diese den Hunger empfanden, beweist, dass diese eines Tages auf dem Feld die Arbeit niederlegten, in geordneter Koloñne auf das Gut zurückkehrten und erklärten, dass sie bei solcher Nahrung keine Arbeit verrichten könnten. Wie sehr andererseits die Franzosen die Arbeitskraft der gefangenen deutschen Soldaten auszunützen versuchten, beweist der Fall, dass ein deutscher Unteroffizier eingesperrt wurde, weil er seine Leute eine Arbeitspause machen liess.

Eines Tages vor dem Ausrücken zur Arbeit liess Simeoni einen Kreis um sich bilden und las einen Artikel vor, wonach die französischen Gefangenen in Deutschland, besonders in

Magdeburg, sehr schlecht behandelt würden. Es seien auch bei gefangenen deutschen Soldaten abgehackte Kinderhände vorgefunden worden. Er sehe sich daher genötigt, auch das allergeringste Vergehen streng zu bestrafen.

Abends zum Appell pflegte immer der "Sklavenhalter" den kontrollierenden Waldhüter zu begleiten. Da wir den ersteren, er wurde Maurer genannt, nicht leiden konnten, so wurde immer im Chor gebrüllt: "Maurer raus!" Er hatte nun einen Steuermann im Verdacht, gerufen zu haben. Diesen liess er einsperren. Um sich vor der Rache der Gefangenen zu schützen, schlug Maurer sein Lager in der Wache der Gendarmen auf. Doch wir gaben uns damit nicht zufrieden. Vielmehr ging einer der Kameraden zum Kommandanten und erklärte, dass eine Revolte unausbleiblich sei, solange der Sklavenhalter sein Amt als Dolmetscher versehe. Daraufhin wurde der Sklavenhalter abgesetzt, gleichzeitig aber alle Unterkunftsräume der Gefangenen auf Waffen untersucht, jedoch vergeblich.

Das neue Jahr war reich an Fluchtversuchen, von denen jedoch nur ein einziger gelang. Alle Versuche in der Meinung, durch einen Glückzufall ein Boot zu finden, scheiterten. Zu Beginn des Februar brachen drei Mann aus, die in Bastia wieder eingefangen und gefesselt zurückgebracht wurden. Einer Gruppe von fünf Mann gelang Anfang März die Flucht. Diese hatten ein altes Ruderboot entdeckt. Sie ruderten in drei Nächten der Küste entlang, gingen Tags an Land, durchquerten in der letzten Nacht die Meerenge von Bonifacio, gelangten von Sardinien nach Italien und glücklich nach Deutschland. Sie hatten, da wir die Franzosen beim Appell täuschten, einen Vorsprung von zwei Tagen.

Einige Tage später brachen von Neuem fünf Mann aus, die nach zehn Tagen gefesselt wieder zurückgebracht wurden. Alle Wiedereingefangenen erhielten dreissig Tage Zelle und wurden dann nach der im Innern gelegenen Festung Corte abtransportiert. Schlimm ging es einer Gruppe von sechs Mann, die im März die Flucht versuchten. Sie hatten tagsüber ein Boot ausfindig gemacht. Sie brachen eine Eisenbarre an einem Fenster aus und liessen sich an einem Strick in den Schafstall hinunter. Dann schlichen sie sich durch die Postenkette, durchquerten den Wald und gelangten bis zum Strand. Aber da war das Boot weg. Was sollten sie tun. Sie beschloßen, sich wieder in die Domäne hineinzuschleichen. Dabei wurden sie abgefasst. Sie mussten sich vor der Kommandantur bis auf die Haut entkleiden und wurden dann von Simeoni und Robert dem Teufel durchgepeitscht. Wir anderen Gefangenen blieben den ganzen Tag über eingesperrt. Robert der Teufel kam voller Wut mit Pistole im Anschlag in unseren Saal und hiess uns salauds und bandits. Simeoni meinte, man müsse unser Gebäude mit uns allen zusammen in die Luft sprengen. Alle Kameraden, die in der Nähe der unglücklichen Ausreisser lagen, wurden ebenfalls in die Zelle gesteckt. Wir reichten eine Beschwerdeschrift beim Kommandanten ein wegen der Misshandlung unserer Kameraden, worauf der Kommandant erklärte, das sei eine Lüge. Die Verfasser unserer Beschwerde, Baron von Weichs und ein Jurist, wurden dafür dreissig Tage in die Dunkelzelle gesteckt. Wir übrigen Gefangenen erhielten alle acht Tage Stubenarrest.

Im Februar wurde bekannt, dass eine Schweizer Kommission eintreffen solle, um das Lager der Gefangenen zu prüfen. Einen Tag vor Ankunft der Kommission wurden von

den Franzosen Strohsäcke ausgegeben, um den schlechten Eindruck, den unser Lager bieten musste, etwas zu verwischen. Am zwölften Februar trafen die Schweizer Herren ein. Als unser deutscher Sanitättrat, die Herren bat, doch darauf hinwirken zu wollen, dass die stinkenden Notdurftkübel aus den Räumen entfernt würden, gab einer der Schweizer folgendes zur Antwort: " Das muss für Sie doch gar nicht so schlimm sein, denn bei Ihnen in Deutschland sind doch sogar die gewiss exklusiven Corpsstudenten an das Vomitörum gewöhnt."

Montag, 4. Januar 1915. 308 gefangene deutsche Soldaten treffen ein. Sie sind alle mit Holzschuhen bekleidet (die Franzosen hatten ihnen die Fussbekleidung weggenommen) und gehören den badischen Lanwehrregimentern 40 und 110 an. Sie berichten, dass sie am 19. August 1914 bei Mühlhausen gefangen und bis jetzt in Südfrankreich dem Publikum vorgezeigt worden seien.

Dienstag, 12, Januar 1915. Heftiger Sturm in der Nacht. Durch die zerfetzten Scheiben fegt der Sturm , dass mir fast die Decken weggerissen werden. Ich werde wach durch Feuerchein, der durch das Guckloch dringt. Von draussen wird in unseren Raum gerufen, wir sollen keine Angst haben, die gegenüberliegende Wagnerei brenne.

Mittwoch, 13. Januar 1915. Die Wagnerei ist vollständig abgebrannt. Wir erhalten eine Suppe, die vollständig ungeniessbar ist.

Montag, 18. Januar 1915. In der Nacht heftiger Sturm, doch heute früh scheint die schönste Sonne. Draussen an der Strasse blüht der Weissdorn. 181 gefangene deutsche Soldaten kommen an.

Dienstag, 19. Januar 1915. Das Gedränge an den Wasserhähnen zur Zeit der Morgenwäsche ist fürchterlich. An sechzehn Hähnen müssen sich sechs-bis siebenhundert Gefangene waschen.

Mittwoch, 20. Januar 1915. Das Wetter wird kalt. Morgens um sieben Uhr zeigt der Wärmemesser $+1^{\circ}$. Wie froh bin ich, öfters Pakete von zu Hause zu erhalten, die wir kameradschaftlich teilen.

Freitag, 22. Januar 1915. Der kleine, gefangene Artillerie-leutnant kommt in die Zelle, weil er nicht zum Appell erscheint. Ein bärenstarker Seemann soll in die Zelle abgeführt werden. In seinem Zorn setzt er sich zur Wehr und wirft einige Waldhüter um. Dabei fällt er selbst zu Boden. Die Waldhüter schiessen auf den am Boden Liegenden, glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Da kommt einer von hinten und sticht ihm das Messer in den Rücken. Ein Oesterreicher spukt voll Verachtung über diese Feigheit vor den Waldhütern aus, worauf er sofort in die Zelle gesteckt wird.

Samstag, 23. Januar 1915. Der Verkauf von Lebensmitteln an die Gefangenen wird verboten. Eine in Paris gedruckte Zeitung in deutscher Sprache wird verteilt. Sprache und Inhalt rufen allgemeines Gelächter bei uns hervor.

Montag 25. Januar 1915. Während der Nacht ein Donnerkrachen. Im Vorraum fällt ein schwerer Stützbalken mit einem Teil des Daches ein. Wäre es am Tag geschehen, so hätte es Menschen - leben gekostet.

Mittwoch, 27. Januar 1915. Von unseren Guthaben in französischem Depot werden in der Woche nur noch 25 Franken ausbezahlt. Es geht das Gerücht, dass aus Repressaliengründen alle Esswaren aus unseren Paketen genommen werden sollen. Glücklicherweise bewahrheitet sich dies nicht.

Donnerstag, 28. Januar 1915. Die Franzosen haben sich etwas ganz Feines ausgedacht. Zum Lebensmittelkauf in die Kantine dürfen jetzt nur noch solche Gefangene, die in polnischen oder elsässischen Gebieten geboren wurden.

Ein gefangener deutscher Soldat kam von der Feldarbeit und hatte dabei Wein getrunken. Da die Leute kaum etwas zum Essen bekamen, so waren sie im Handumdrehen trunken. Ein Waldhüter führte den Soldaten ab. Als der Soldat nach dem Warum fragte, erhielt er einen Fusstritt. Vor der Zelle angekommen, gab der Waldhüter dem Soldaten nochmals einen Fusstritt. Da drehte sich dieser um und schlug seinem Peiniger ins Gesicht. Nun soll der Soldat vor ein Kriegsgericht kommen.

Die Suppe ist das reine Wasser. Es krampft uns das Herz zusammen, wie die Soldaten hungrig in unsere Zivilistenabteilung kommen und um ein Stückchen Brot bitten. Wir geben ihnen, was wir können.

Freitag, 29. Januar 1915. Der Regen fließt in Strömen durch das im Vorraum heruntergebrochene Dach und läuft in unsere Unterkunft. Wir richten eine Kasse ein, um für die in den Zellen/schmachtenden Kameraden Lebensmittel zu kaufen und sie heimlich zuzustecken.

Abends ist plötzlich Bewegung bei der französischen Wache. Ich höre, dass entdeckt wurde, dass die Soldaten einen Zugang zu den Zellen durch die Mauer gebrochen haben.

Sonntag, 31. Januar 1915. Seit acht Tagen erhalten wir nur noch mittags ein Stückchen Fleisch in die Suppe, die abendliche Fleischzulage fällt weg, ohne dass sie durch etwas anderes ersetzt würde.

Montag, 1. Februar 1915. Morgens um sechs Uhr, wenn die Kolonnen zur Arbeit ausrücken, ist es noch ganz dunkel. Nur der Mond wirft ein fahles Licht auf die schweigenden, dahinschlurfenden Kolonnen, die zu ihrer Zwangsarbeit hinausziehen. Ich erhalte von zu Hause ein kleines Kopfkissen.

Freitag, 5. Februar 1915. Das Essen wird immer schlechter. Seit vielen Wochen gibt es nur immer Suppe von verschimmeltem Reis. Vielen wird es übel davon.

Montag, 8. Februar 1915. Die elsässischen und polnischen Soldaten werden aufgefordert sich zu melden. Es melden sich drei Elsässer und zwei Polen. Es wurde ihnen gesagt, dass in nächster Zeit ~~das~~ Elsass wieder französisch und das von den Deutschen besetzte Polen wieder russisch (!) werde. Im Oberteil des Hofes hatten einige Gefangene eine kleine Küche eingerichtet, in der besonders für die alten Leute oder Kranke gekocht wurde. Da erreichte nun ein Französling, der sich als Elsässer ausgab und ein richtiges Schurkengesicht mit brandrotem Haar hatte, dass uns die kleine Küche genommen und den Renegaten eingerichtet wurde. Der rote Französling hisste zur grossen Genugtuung der anwesenden französischen Offiziere und Gendarmen die Trikolore über der Küche! An die Soldaten werden Strohsäcke und eine kleine Decke

ausgegeben. Wir Zivilisten erhalten nichts.

Mittwoch, 10. Februar 1915. Vier Monate gefangen!

Donnerstag, 11. Februar 1915. Jeder Zivilgefangene erhält einen Strohsack, aber leider keine Decke. Nun wissen wir auch, warum: Morgen soll eine Schweizer Kommission des Roten Kreuzes bei uns eintreffen.

Freitag, 12. Februar 1915. Unsere Beschwerden bei der Schweizer Kommission haben doch schliesslich erreicht, dass die Notdurftkübel mit ihrem Pesthauch zukünftig nicht mehr in unserem Schlafraum, sondern im Vorraum aufgestellt werden.

Sonntag, 14. Februar 1915. Nachts furchtbarer Sturm. Der Kommandant wünscht von uns eine schriftliche Erklärung, dass er an den schlechten hiesigen Verhältnissen schuldlos sei. Gegen den eisigen Wind, der mich durch die Türe anweht, habe ich als Schutz eine zwei Meter hohe Schilfwand geflochten, die uns allen gute Dienste leistet.

Montag, 15. Februar 1915. Unser Hauptsport ist, Ratten zu fangen, die nachts einen Heidenlärm machen. Mit allen Arten von Fallen und Schlingen wird ihnen nachgestellt. Wir selber haben mit Klappfallen zwei erlegt.

Freitag, 26. Februar 1915. Ich habe zum ersten Mal wieder ein warmes Bad genommen. Zwei Gefangene haben hinter einem dunkeln Gewölbe des Treppenhauses ein Badekabinett eingerichtet. Eine gelötete alte Kinderbadewanne und ein Holzkohlenofen, eine Kerze und eine Decke davor bildet die Einrichtung. Ach, wie tat das gut! Ein Amerikaner besichtigt das Lager, macht einige Lichtbildaufnahmen und reist wieder ab. Wir erhalten einen neuen Kommandanten.

Sonntag, 28. Februar 1915.

Morgens neun Uhr Parade der Gefangenen vor dem neuen Kommandanten. Auf dem Platz vor unserem Wohngebäude mussten sich die Soldaten in Reih und Glied aufstellen. Jenseits der Strasse standen wir Zivilisten in absichtlich ungeordnetem Durcheinander. Die "Schildkröte" hatte zu Ehren des Tages den Degen umgeschnallt. Geleitet von der Schildkröte ging der neue Kommandant zuerst die Front der Soldaten entlang. Dann zweigte die Schildkröte zu uns ab, blieb fünfzig Schritte vor uns stehen klappte die Hacken zusammen und kommandierte: "garde à vous !" Stillgestanden. Da brach bei uns über diesen Anblick eine solche Heiterkeit aus, dass der Kommandant sofort abdrehte, ohne uns zu besichtigen.

Montag, 1. März 1915. Es läuft das Gerücht, dass wir von hier fortkommen sollen.

Donnerstag, 4. März 1915. Das Neueste ist, dass wir uns jetzt selbst bewachen sollen. Bei Tag sollen die Gefangenen zwei Posten an das Hoftor stellen, die niemand hinauslassen dürfen.

Samstag, 6. März 1915. Französische Infanterie trifft zu unserer Bewachung ein.

Sonntag, 14. März 1915. Ein General besucht das Lager. Tagsüber müssen wir uns immer noch selbst bewachen.

Montag, 15. März 1915. Besuch des Lagers durch einen Oberst. Was ist bloss in die Franzosen gefahren?

Mittwoch, 17. März 1915. Ein Drahtzaun wird quer durch den Hof gebaut, der uns von den gefangenen Soldaten trennt.

Donnerstag, 18. März 1915. Grosses Getümmel bei den Franzosen. Sie entdeckten, dass die Gewölbe zu den Gefangenen von uns durchgebrochen waren, um den Eingekerkerten Lebensmittel zuzuführen. Die Franzosen sind richtig mal in Trab gebracht.

Sonntag, 21. März 1915. Morgens plötzlicher Appell im Hof. Als wir angetreten sind, werden wir aufgefordert, alles Geld über ffrs. 25.- abzugeben. Mann für Mann wird untersucht. Einige Soldaten müssen sich vor Simeoni nackt ausziehen. Ich habe all mein Geld durchschmuggeln können.

Dienstag, 23. März 1915. Es werden pro Woche nur noch zehn Franken von unseren Guthaben ausbezahlt.

Mittwoch, 24. März 1915. Es wird uns erlaubt, in der Kantine Kartoffeln zu kaufen. Sie sind aber hundsmiserabel.

Samstag, 27. März 1915. Das Betreten der Terasse, welche unser liebster Aufenthalt ist, wird aus Schikane verboten. In der Kantine will ich mit einem 2 Lire Stück bezahlen. Der Kantineninhaber weist das Geldstück zurück mit den Worten: "Erst wenn Italien mit uns in den Krieg zieht." Ich erhalte von meinen Eltern ein Telegramm, worin sie mir mitteilen, dass sie seit dem zwölften Februar ohne Nachricht von mir sind.

Donnerstag, 1. April 1915. Wegen des gestrigen Fluchtversuchs einiger Gefangener dürfen wir nur noch zwei Stunden am Tage in die frische Luft. Während der übrigen Zeit werden wir eingeschlossen. Dieser sogenannte Stubenarrest soll bis zum elften dauern.

Freitag, 9. April 1915. Zur Zeit sitzen dreiundzwanzig Deutsche im Gefängnis, darunter elf ertappte Ausreisser und drei Helfershelfer. Alle ⁱⁿ vier kleinen dunklen Zellen.

Dienstag, 13. April 1915. Der kleine Artillerieleutnant kommt in die Zelle, weil er einen Brief mit chemischer Tinte geschrieben hat. Bei seiner Abführung redet ihn Simeoni mit "Leutnant Forster" an (Fall Zabern). Unser Raum wird frisch gekalkt.

Sonntag 18. April 1915. Zum Mittagsappell erscheint der Kommandant und fragt, ob sich irgend jemand zu beschweren habe. Wir riefen: " Wir wollen einen Beschwerdeführer schicken aber wir verlangen für ihn Straffreiheit!" Nach einigem Zögern williget der Kommandant ein. Da traten wir mit einer ganzen Anzahl von Kameraden vor. Unser Gruppenführer nahm das Wort und erklärte, dass die Unterzeichner der schriftlichen Beschwerde, der Baron und der Doktor, zu Unrecht ins Gefängnis geworfen worden seien, denn sie hätten sich auf unsere Veranlassung hin beschwert und zwar mit Recht darüber, dass Gefangene ausgepeitscht worden seien. Unser Sprecher sagt wörtlich: " Le fait existe qu'ils ont été battus". Der Kommandant schweigt verlegen und sagt: " Eh quoi, ils ont été battus!" Dann wendet er sich unserem Gruppenführer zu und droht ihm, ihn für seine Frechheit ins Gefängnis abführen zu lassen. Wir machen einen grossen Tumult, damit schliesst die Sache.

Montag, 19. April 1915. Zwei Gefangene kommen nach acht-tägigem Arrest aus der Zelle. Sie hatten einen Appell ver-säumt. Sie kommen über und über mit Läusen bedeckt zurück.

In der Langeweile haben sie gezählt, einer einhundertfünfzig Stück.

Mittwoch, 21. April 1915. Es läuft das Gerücht, dass wir bald von hier fortkommen sollen.

Donnerstag, 22. April 1915. Es wird uns befohlen, zu packen und uns marschbereit zu halten. Als wir mit Packen fertig sind, kommt ein Telegramm, das unsere Abreise um acht Tage hinausschiebt. Mittags geleiten wir einen gestorbenen Soldaten zur letzten Ruhe. Als wir zum Friedhof ziehen, glänzt warme Sonne über Land und Meer. Bäume und Sträucher stehen in frischem Grün. Auf einer Wiese hüpfen fröhlich die Lämmer. Es wird mir unsäglich traurig zumut.

Samstag, 24. April 1915. Mein Geburtstag. In aller Frühe werden ich durch Klarinettenöne geweckt. Das hat sicher der dicke Prokurist aus Madrid veranlasst. Aber gefreut hat es mich doch. Wir haben dann zur Abwechslung ein gutes Essen auf dem Holzkohlenöfchen genacht und bei einem Glas Wein auf eine bessere Zukunft angestossen.

Wiederunendlich grausam wäre die Gefangenschaft erst gewesen, hätten wir nicht auch hier überall gute, hilfsbereite Kameraden gefunden. Zusammen mit Vollbart und Fitje liess sich die ganze drückende Gegenwart doch leichter ertragen. Jeder suchte dem anderen das Los leichter zu gestalten. Wir hatten zu dritt eine kleine Hausgemeinschaft eingerichtet. Jeder musste reihum für den Haushalt sorgen. Ich hatte vom Kochen kaum eine Ahnung gehabt, jetzt lernte ich es in kurzer Zeit zur Zufriedenheit meiner Kameraden.

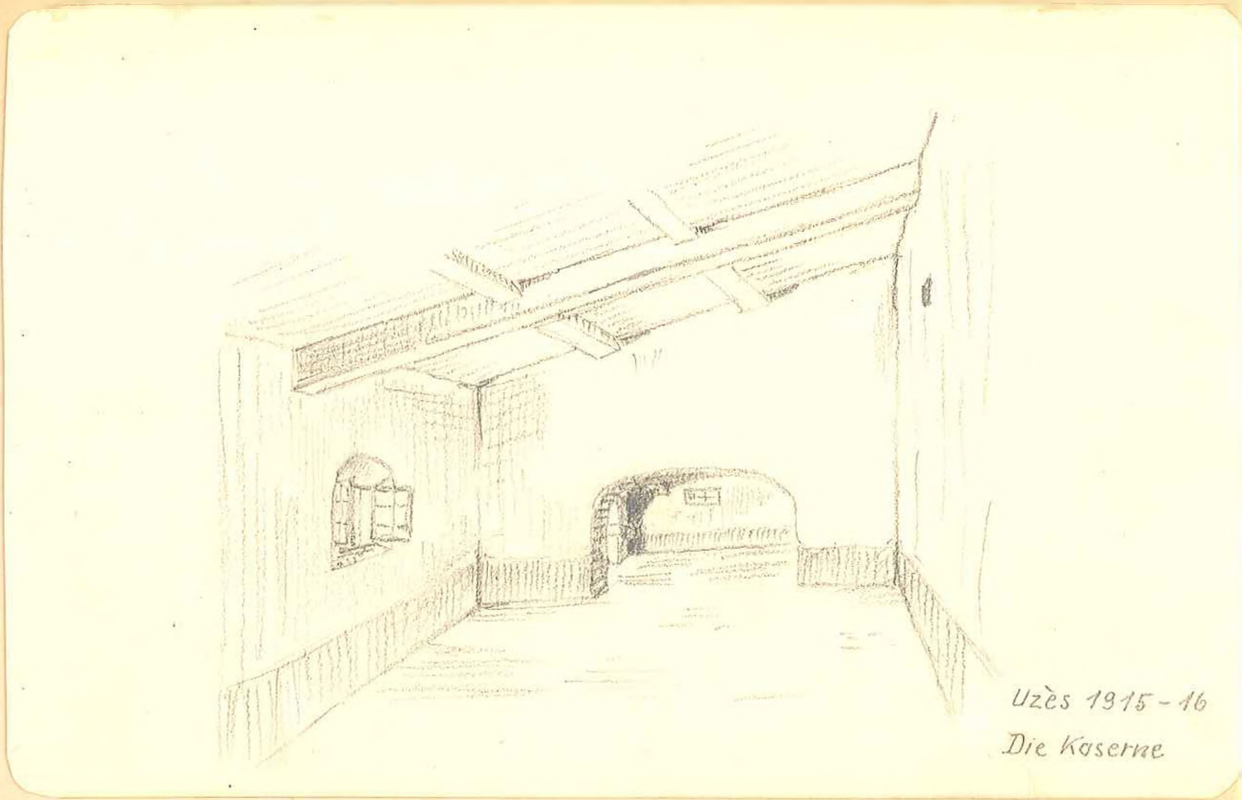
Wie lernte man jeden kleinen Gegenstand schätzen, der zu Haus so selbstverständlich ist, der kleine Holzkohlenofen, die Pfanne, der irdene Tiegel. An eine Kiste wurden Beine genagelt, über sie wurde ein billiges Leinen gebreitet. Abends nach dem Appell gab es noch eine Tasse Tee. Bis es Zeit war, zu Bett zu gehen, plauderten wir oder lasen aus Büchern, die wir von unseren Lieben aus Deutschland bekamen. Um Platz zu sparen, wurden Stockwerkbetten gebaut. Es gab deren sogar drei- und vierstöckige. Man musste sie natürlich richtig vertäuen, sonst konnte es passieren, dass sich der Bau beim Besteigen langsam umlegte. Fitje, die grosse Leseratte, war nur schwer zum Bettgehen zu bewegen, stets hatte er " nur noch dieses Kapitel" auszulesen. Wurde es uns zu dumm, so bliesen wir die Lampe aus, worauf Fitje unter furchtbaren Drohungen zu Bett ging.

Alle unsere Gedanken und Hoffnungen kreisten natürlich um unsere Soldaten im Feindesland. Am schlimmsten war es, keine Nachrichten von der Front zu erhalten. Erst spät war es uns erlaubt, eine französische Zeitung zu halten, die um die Mittagszeit eintraf~~##~~ und die wir interessiert aber doch mit der nötigen Kritik, lasen. Bald gab es auch deutsche Zeitungen, die in Paketen durchgeschmuggelt wurden. Im März war der grosse Angriff der Alliierten auf Gallipoli akut. Wie freuten wir uns, als wir lasen, dass der grosse Flottenangriff auf die Dardanellen gescheitert sei. Grosse Sorge bereitete uns der Einbruch der Russen in die Karpathen und schwere Trauer senkte sich über das Lager bei der Nachricht von der Kapitulation von Przemisl, wobei nach französischen Angaben über zweihunderttausend Mann der Oesterreicher gefangen wurden. Während langer Wochen schwebten wir in Sorge um die Karpathenfront und darüber, ob es unseren Verbündeten

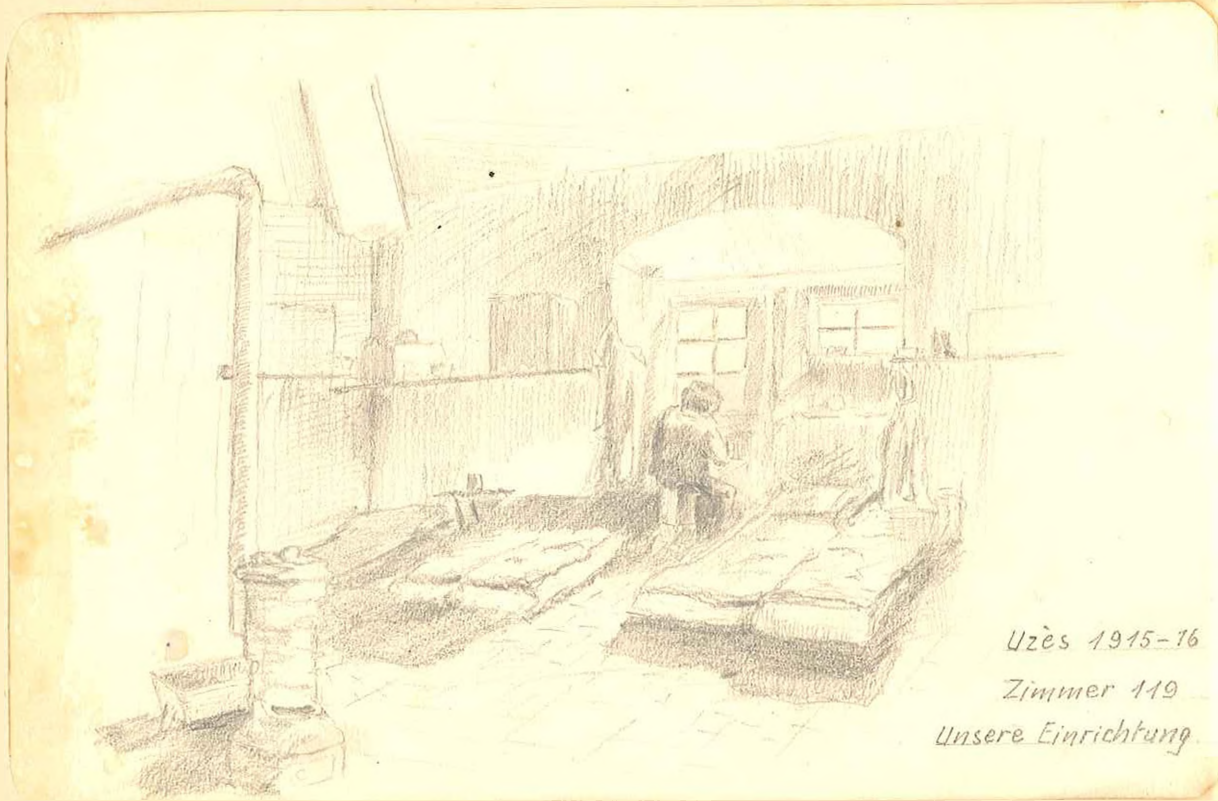
gelingen würde, die russische Front zu halten. Einmal unterhielt sich auch der Gutsverwalter Fratoni mit uns. Er meinte, die deutschen Aktien stünden schlecht, weil bald Italien an Frankreichs Seite in den Krieg eingreifen werde. Bei seiner letzten Reise nach Bastia hätte er für seine Meinung Beweise gefunden. Er schloss: " Ich kann, wie viele Franzosen, die Italiener nicht leiden, sie sind falsch und verräterisch, aber jetzt brauchen wir sie. Sie werden sehen, dass sie in den Krieg eingreifen und die Entscheidung nach ihren Interessen herbeiführen werden."

Es war inzwischen Frühjahr geworden. Warm und freundlich schien die Sonne, doch mit Sorge dachten wir an den Sommer, mit dem die Malariagefahr ansteigen würde. Die von uns im Dickicht der Wälder gefundenen zahllosen Strahlungsgräber redeten eine deutliche Sprache. Zufällig bekamen wir auch ein Buch in die Hände, von einem Franzosen geschrieben, in dem Casabianda als malariaverseuchter Ort mit allen Einzelheiten beschrieben wurde. Wir machten an Hand dieses Buches, einen Amerikaner, der das Lager besuchte, auf diese Gefahr aufmerksam. So kam es, dass wir in ein anderes Lager übergeführt wurden. Ende April wurde uns mitgeteilt, dass wir in Frankreich interniert werden sollten. Der "Petit Bastiais" brachte einen gehässigen Artikel von der Hand eines korsischen Deputierten mit der dicken Ueberschrift: " Casabianda, le grenier de Rome, bon pour les Français, insalubre pour les boches ". Casabianda, der Kornspeicher des alten Rom, gut genug für die Franzosen, ungesund für die Boches.

Kurz vor unserem Abmarsch, am 1. Mai 1915, wurde der Baron mit anderen Gefangenen aus der Dunkelzelle, in der



Uzès 1915-16
Die Kaserne



Uzès 1915-16
Zimmer 119
Unsere Einrichtung

er drei Wochen geseessen hatte, entlassen. Als er ans Tageslicht kam, hatte er einen furchtbaren Anfall. Unser deutscher Arzt bat darauf den Kommandanten, er möchte doch den Kranken in einem Wagen zur Bahn bringen. Darauf der Kommandant: " Le œchon peut marcher ".

UZES

Heisse Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, als wir mit unseren Habseligkeiten auf dem Rücken den weiten staubigen Weg zum Bahnhof Aleria zurücklegten. Dort nahm uns wieder in Güterzug auf, der uns bis an den Hafenkai von Bastia brachte. Wieder lief die Bevölkerung im Hafen zusammen und verhöhnzte uns. Einem Kameraden wurde mit Steinwurf das Gesicht blutig geschmissen. Ein Dampfer lag bereit. Wir mussten in die Laderäume hinunter, wo wir auf dem nackten Boden Platz nahmen. Auf dem Oberdeck fuhren korsikanische Rekruten mit in ihrer neuen himmelblauen Uniformen. Sie sahen neugierig durch die Ladeluken auf uns Tiere herab. Die Ueberfahrt war glücklicherweise ruhig.

Am Morgen des folgenden Tages gegen neun Uhr kamen wir in Marseille an und wurden zu unserem Schrecken wieder nach dem Ponton gebracht. Nicht weniger als 1100 Mann beherbergte er jetzt. Die meisten waren Soldaten, die im Hafen arbeiten mussten. Um so viel Menschen unterzubringen, wurden sogar die Räume unter der Wasserlinie belegt, in denen es immer finster war. Auf dünnen Strohmatten, ohne Decke, lagen so Hunderte von deutschen Gefangenen in der Dämmerung neben-

einander

Vom Essen war nur das Brot geniessbar. Sogar der französische Koch entschuldigte sich damit, dass die Kücheneinrichtung für höchstens achthundert Mann ausreiche. Ich hatte die Läuseplage in Casabianda kennen gelernt, aber was man hier sehen und spüren musste, überstieg alle Begriffe. Die Soldaten litten unsäglich darunter. Auf ihren zum Trocknen aufgehängten Kleidungsstücken marschierten ganze Armeen von Läusen. Läusefangen war überhaupt die einzige Beschäftigung an Bord. Auf dem Deck sassen die Soldaten mit nacktem Oberkörper und fingen sich gegenseitig die blutsaugenden Quälgeister. Die Wasserhältnisse waren immer noch genau so schlecht oder sogar noch schlechter wie im letzten Jahr. Waschwasser gab es überhaupt nicht und Trinkwasser in ungenügender Menge. Das Gemeine dabei war, dass die Franzosen elsässischer oder polnischer Abstammung herausholten, diese gesondert unterbrachten und ihnen erlaubten, so viel Wasser zu holen als sie wollten auf Kosten der deutschen Gefangenen, die nicht einmal genügend Trinkwasser bekamen. Auch Kranke und Schwerverletzte waren auf dem Ponton. Ich sah Schwerverletzte auf selbstgefertigten Krücken herumhumpeln, Kranke, mit abgezehrtem Gesicht, schwach und hinfällig, lagen auf den Strohmatten ohne jede ärztliche Behandlung. Sie waren als geheilt aus dem Lazarett entlassen worden und wurden nach kürzerem oder längerem Aufenthalt auf dem Ponton nach irgend einem Gefangenenlager abgeschoben. Ein Bild des Jammers enthüllt sich, wenn die Aermsten von der Krankenbehandlung erzählten. Immer wieder war zu hören, wie schnell die französischen Aerzte mit der Amputation bei der Hand gewesen seien, wie ihnen im Lazarett von französischen Soldaten Schuhe und Stiefel entwendet, wie ihnen die Uniformknöpfe abgeschnitten und der französischen

Bevölkerung als Kriegsandenken überlassen worden seien. Einem verwundeten reitenden Jäger war sogar der Ledereinsatz aus der am Kopfende des Bettes hängenden Reithose herausgetrennt und gestohlen worden. Die Verwundeten beklagten sich, dass sie oft tage- und nächtelang ohne jede Pflege in den Lazaretten gelegen seien. Sie hätten während der Nacht Binden und Verbandmaterial entwendet, um die schmutzigen brennenden Verbände erneuern zu können. Andere wieder berichteten, die französischen Sanitätssoldaten hätten sie ohne jede Behandlung gelassen und sich mit den Schwestern die Zeit vertrieben. Es ist unmöglich, alle Einzelheiten der französischen Krankenbehandlung wiederzugeben, deren Opfer die deutschen Soldaten waren.

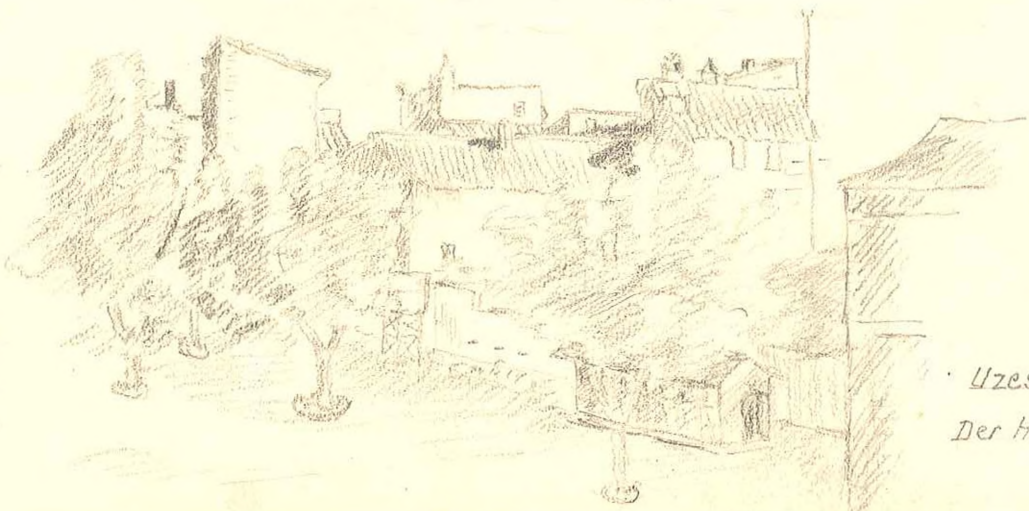
Nach einem dreitägigen Aufenthalt auf dem Ponton wurden wir zum Hafensbahnhof transportiert und in einen Personenzug verladen. Gefangene deutsche Soldaten, die unser Gepäck vom Schlepper zum Zug befördern halfen, erzählten uns freudestrahlend, dass die französische Front bei Arras durchbrochen und dreissigtausend Gefangene gemacht worden seien. Wie wir am nächsten Tag erfuhren, war die Nachricht in dieser Fassung falsch. Richtig war, dass die russische Front am Dunajec durchbrochen wurde, ein Durchbruch, der uns einen der grössten militärischen Erfolge des Krieges bringen sollte. Ein unbeschreibliches, menschliches Gefühl überkam mich, dass ich einmal auf einer richtigen Bank in einem richtigen Personenwagen sitzen konnte, dass der Blick durch ein Fenster mit heilen Glasscheiben ohne Eisengitter ging. Wer zum ersten Mal in seinem Leben Eisenbahn fährt, kann schwerlich neugieriger sein als wir es waren. Alles interessierte uns, die Einrichtung des Wagens, die schütternden Bewegungen beim Fahren. Und dann

begriffen wir nicht, dass man uns in Personenwagen fahren liess. Für die boches waren doch Viehwagen gerade gut genug! Nein, das war nun heute wirklich etwas Unbegreifliches.

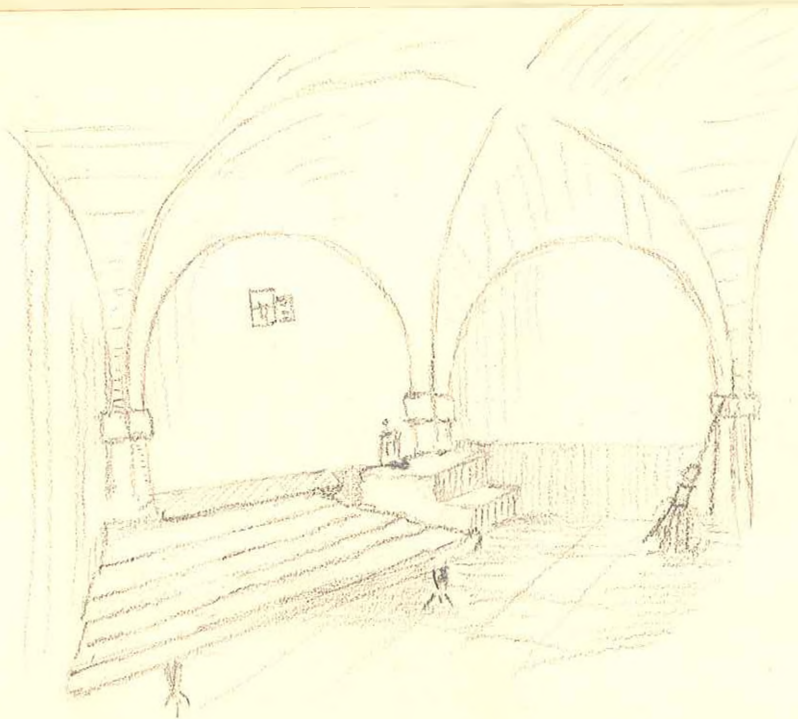
Die französische Bewachung sass bei uns im Abteil. Es waren ältere, ziemlich angegraute Landstürmer. Die beiden, die in meinem Abteil sasssen, waren aus Marseille. Ich unterhielt mich mit ihnen. Der eine war Bäckermeister, der andere Kinobesitzer. Beide meinten, es sei hohe Zeit, dass der Krieg zu Ende gehe, damit sie wieder ihrem Geschäft nachgehen könnten. Der Bäckermeister war ordentlich und bot uns von seinem Weissbrot an, das er nach seinen Angaben, für seine Familie in besonders feiner Qualität herstelle. In dieser Hinsicht lasse er sich von der Regierung keine Vorschriften machen. Der Kinobesitzer war ein unbändig lustiger Mensch. Er war von rundlicher Fülle, auf dem dicken Kopf sass das Käppi wie ein i-Tüpfelchen. Hielt der Zug auf einer Station, so riss er die Tür auf und wandte sich an die Weiblichkeit: "Voilà le plus beau soldat de la France!" So trieb er es unermüdlich. Auf einer anderen Station stiegen khakibekleidete Senegalschützen in einen Teil des Zuges. Sie stiegen ein unter den Klängen einer schalmeienartigen Musik. Unser Wachmann begrüsst sie mit den Worten: "Voilà les champions de la civilisation!" Er hatte also treffenden Humor. Ob er ahnte, dass er damit auch unsere geheimsten Gedanken aussprach.? Unser Zug fuhr langsam durch die Stationen der südlichen Departments. Vor einigen Bahnhöfen und durch die Strassen der Ortschaften ziehend, sahen wir Kolonnen indischer Lanzenreiter. Sie trugen sandgelbe Uniformen und zeigten unter dem hohen Turban dunkelfarbige, edelgeschnittene Gesichter, in denen der Ausdruck

unendlicher, ergebener Ruhe stand. Wie ein blühender Garten lag das Land da. Zahlreiche Hecken zerschnitten das schöne, zarte Grün. Der Blütenduft der Bäume zog mir in die Nase. Aus sorgsam gepflegten Gärten schauten die weisschimmernden Häuschen freundlich heraus. War es wirklich Krieg, war es nicht nur ein böser Traum?

Am späten Abend des vierten Mai 1915 hielt der Zug auf einem Bahnhof, der frei im Felde lag: U Z E S dept. G a r d. Vor dem Bahnhof zog sich eine baumbestandene Landstrasse entlang, die eine menschliche Siedlung ahnen liess. Wir traten auf der Strasse an. Unter den üblichen Vorsichtsmassregeln von Seiten der Franzosen marschierten wir ab. Während des Marsches brach die Nacht herein. Bald tauchte zu unserer Rechten ein Haus auf, bei dem uns eine Anzahl junger Burschen mit grossem Lärm empfing. Immer mehr schwoll der johlende, pfeifende Chor an, ein Beweis, dass wir uns der Stadt näherten. Häuser tauchten auf und plötzlich befanden wir uns in einer Strasse, die auf beiden Seiten durch einstöckige Häuser begrenzt war. In den erleuchteten Fenstern zeigten sich dunkle Gestalten. Die Strasse machte einen Bogen um eine hohe Terrasse, die schwarz von Menschen wimmelte. Als die Spitze unseres Zuges am Fusse der Terrasse ankam, wuchs das Heulen und Pfeifen der Menge zu einem wahren Orkan an. Jetzt tauchte zur Linken ein langgestreckter Bau auf, in dessen Wand ein grosses, schwarzes Torloch gähnte. Unsere Schritte hallten auf dem Pflaster der Einfahrt, dann öffnete sich ein kiesbestreuter, von hohen Mauern und Gebäuden umgebener Kasernenhof, in dem einige Bäume schwarz gegen den nächtlichen Himmel ragten. Wir mussten vor einem erleuchteten Geschäftszimmer antreten, in dem unsere Gepäckstücke untersucht und wir selbst wieder abgetastet wurden.



Uzes 1915-16
Der Hof



Uzès 1915-1916
Cachot

Dann wurden die Belegschaften der einzelnen Stuben zusammengestellt. Dies machten die französischen Korporale und Sergeanten. Ich kam mit 13 Mann nach Stube 100, die als einzige Beleuchtung einen Schwimmerdocht hatte. Es war ein Gelass mit dicken Mauern und Steinfussboden, sicherlich eine uralten Kaserne. Jeder fand am Boden eine Strohmatten, Strhsack, Schlafsack aus Segelleinen und zwei kleine Decken aufgebaut, was zunächst freudige Verwunderung erregte. Müde von der Reise knallten wir uns auf die Strohsäcke. Und doch konnte ich keinen Schlaf finden. In der Nacht tönte alle Augenblicke der Wachruf der Französischen Schildwachen als siebenfaches Echo um die Kaserne: " Sentinelle, prenez garde à vous!" Wache habt acht!

Mauern und Menschen

Früh am Morgen schlug ich die Augen auf. Meine Blicke schweiften über die kahlen Wände der Stube, deren einzige Einrichtung aus den den Boden bedeckenden Strohsäcken und der "veilleuse" dem Schwimmdochtlämpchen bestand. Der Blick durch das Fenster blieb auf den Dächern der gegenüberstehenden Häuser hängen, die durch eine hohe Mauer von uns getrennt waren. Wir benutzten die frühen Morgenstunden sogleich, um uns in dem Gebäude umzusehen. In leerstehenden Zimmern entdeckten wir Wandbretter und Gestelle. Wir schleppten alles Brauchbare auf unsere Stube. Die Zolldicken Bretter wurden in stundenlangem Arbeit mit Taschenmessern zugeschnitten und aufgehängt, wie wir es

in den anderen Zimmern gesehen hatten. Aus Holzgestell und Brettern zimmerten wir sofort einen grossen Tisch. Als die französischen Korporäle am gleichen Morgen das Inventar aufnahmen wurden Wandbretter und Tisch als fester Bestandteil des Zimmers 100 aufgeschrieben. Die Kaserne war unter Napoleon I erbaut worden. Sie bildete ein Viereck, dessen Inneres ein 30 : 70 Meter grosser Hof einnahm. Dieser bildete während unseres 16 monatigen Aufenthalts die einzige Gelegenheit, ins Freie zu kommen. Zwischen den grauen Mauern, die nur den Himmel hineinblicken liessen, trieben die achthundert Gefangenen, die Belegschaft um das Doppelte übersteigend, während der Freizeit wie im Wirbel im Kreise. Die überfüllten Stuben hatten meist nur ein kleines Fenster, so dass in dem glühend heissen Sommer die Luft zum Schneiden war. Nachts wurden wieder Kübel für die Notdurft in die Gänge gestellt und die Baue abgeschlossen. Die Gefangenen wurden in fünf Sektionen eingeteilt, von denen jede einem Sergeanten unterstellt wurde. Der Sergeant hatte zu seiner Unterstützung wieder zwei bis 3 Korporäle.

Bald merkten wir, dass wir nunmehr militärischen Drill erhalten sollten, also Stillstehen vor Militärs, militärische Ordnung in Stuben und im Anzug. Das war nun schwer bei uns Zivilisten, die vor den Franzosen immer wieder betonten, dass sie widerrechtlich gefangen worden seien. Unsere Sektion bestand aus etwa zehn Stuben. Nun waren drei bis vier französische Militärs in unserer Sektion den ganzen Tag mit nichts anderem beschäftigt als in den Stuben herumzulaufen, sowie die Arbeitsgruppen, die sogenannten Korveen, zu überwachen. Fitje, Vollbart und ich hatten unsere Liegeplätze nebeneinander. Unsere Tischkiste kam glücklich an und wurde wieder in Benützung

genommen. Wegen des engen Raums mussten wir allerdings zwei Strohsäcke tagsüber aufeinanderstellen. Stubenchef wurde Tetje, ein Hamburger, der aus Mexico kam. Bei jeder schicklichen und unschicklichen Gelegenheit schmetterte er sein: "Mejicanos al grito de guerra!" in die Luft. Er konnte stundenlang die gleiche Melodie entsetzlich misstönend pfeifen. Da war noch ein alter Mexikaner und ein junges Bürschchen, das zwei Tage vor Kriegsausbruch siebzehn geworden war und deshalb nicht unter die Austauschliste fiel. Die auffallendste Erscheinung unter den Mitgefangenen aber war das "Seidenäffchen" so genannt wegen seiner geradezu krankhaften Sucht, sich zu putzen. Er brachte den ganzen Tag mit Waschen, Nagelpflege, Kleiderwechseln, Hemdenordnen und Kämmen seines roten Gefangenenbarts, den wir alle spriessen liessen, zu. Die Vorbereitungen zum Essen glichen einem Kult und ein kleines Kistchen, auf das er den Frass stellte, schmückte er wie einen Altar. Sogar ein Messerbänkchen hatte er sich aus Holz geschnitzt. Seidenäffchen hätte einen butler gebrauchen können. Seidenäffchen war dazu zimperlich, bei jeder Gelegenheit entrüstet, schmollte und nahm alles übel, so dass wir ihn schliesslich richtiggehend aus der Stube ekelten. Da war der Schiffsjunge Bliemchen doch ein anderer Kerl. Schon sein Gesicht stimmte fröhlich. Auf seinem mittelgrossen vierschrötigen Körper sass ein flachshaariger Bauernschädel. Aus ihm blickten ein Paar wasserblaue Schalksaugen über einer gesund geröteten Stupsnase und einem stets zum Grinsen verzogenen breiten Mund. Die Ohren waren fleischig und so recht zum Ziehen geeignet. Sein Dialekt zeigte sächsischen Einschlag. Bliemchen hatte seinen Platz in der Ecke. Wenn er sich Bratkartoffeln machte, war er rührend anzusehen. Sein Gesicht

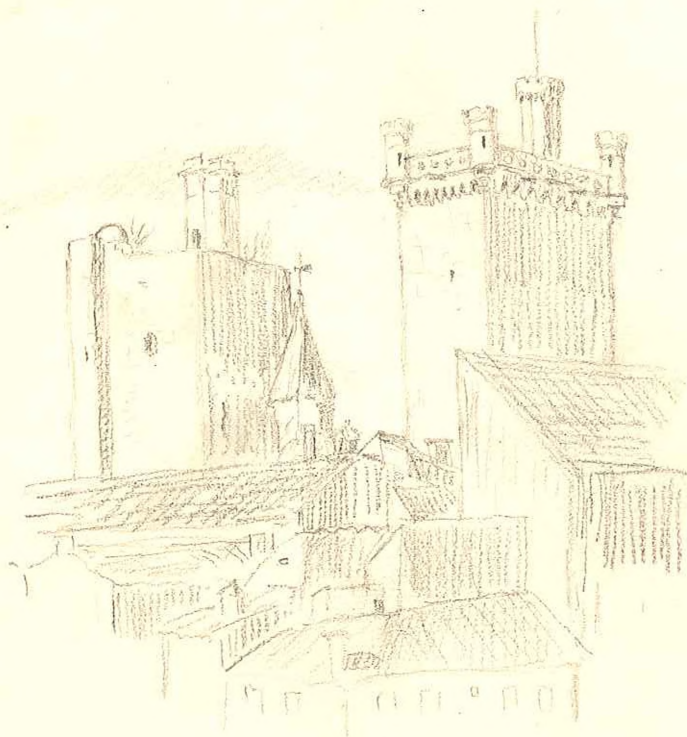
war dann von Andacht ganz verklärt. Vom gefüllten Löffel schweiften seine Augen zu uns herüber, als wollten sie sagen: "Wäret Ihr doch auch so zufrieden wie ich!" Täglich focht Bliemchen mit Tetje einen Ringkampf, oder wie sie es nannten "eine Seeschlacht" aus, wobei sie sich zum Gaudium aller Kameraden über die Strohsäcke wälzten. Sie hielten nicht früher ein, als bis sie stöhnend auf den Strohsack sanken, jeder sich als Sieger rühmend. Die meisten unserer Kameraden aber waren ruhige Menschen, nur abends wurden sie lebhaft, wenn sie sich zu einem Würfelspiel "Alle gegen einen" zusammensetzten. Dann wurde es allerdings auch aufregend für die Nichtspieler, denn da als Würfelbecher eine Blechdose diente und diese bei jedem Wurf mit hörbarem Krach auf den Tisch gehauen wurde, so war es mit der Beschaulichkeit für die anderen Zimmerinsassen aus. So bekam denn auch das Würfelspiel von den Nichtspielern die Bezeichnung "Idiotenspiel". Ein lautes Zimmer unseres Flügels war das der Seeleute, das etwa dreissig Mann beherbergte. Da war immer eine fröhliche Rauferei los. Aus ihm rannte oft der uns allen bekannte "Swienskopp" jämmerlich schreiend, verfolgt durch eine vom Tätowierkünstler Felix angeführte Rotte, die Swienskopp, um mit Felix zu sprechen, erziehen wollte. Swienskopp war Matrose mit kahlem Schädel und plattgedrücktem Gesicht, eine lustige Marke, von den Franzosen von irgend einem Schiff heruntergeholt. "Erziehen" nannte Felix die kräftigen Hiebe mit seinem Leibriemen auf einen fremden Körperteil. Gleich am ersten Tage hatte er mit der Erziehung begonnen und dabei den Besenstiel des Stubenbesens abgebrochen.

Das erste Verbot der Franzosen betraf die Fenster. Es durfte weder aus dem Fenster geschaut werden, noch sollten wir uns einem Fenster nähern. Man wollte offenbar verhindern,

dass die Uzès-er Bürger feststellen konnten, wir sähen ja eigentlich aus wie Menschen, denn täglich schrieben ja die Pariser Blätter, alle Deutschen hätten noch einen tierischen Einschlag, ja sie seien sogar mit einem Geruch behaftet, der ganz verschieden von dem anderer Menschen sei. Um auch äusserlich darzutun, welche Ungeheuer die Kaserne beherbergte, wurden während unseres Aufenthalts sämtliche Fensteröffnungen mit Eisenbarren versehen und im Frühjahr 1916 sogar bis zu dreiviertel ihrer Höhe mit Brettern verschalt, so dass immer Dämmerlicht in den Zimmern war und an heissen Tagen sich eine drückend schwüle Luft in ihnen staute. Man wollte uns aber auch uniformieren. Zu diesem Zweck mussten wir eine aus alten Stoffresten gefertigte, mit einem roten Band eingefasste Mütze tragen, die eine entfernte Aehnlichkeit mit einer deutschen Soldatenmütze hatte. An die Nähte der Hosen und der Röhre mussten wir ebenfalls rote Streifen nähen, ferner auf die Rockaufschläge die weissen Buchstaben PG (Prisonnier de guerre) und auf den linken Aermel eine weisse Nummer. So beherbergte nun die Kaserne achthundert Nummern, die sich sechzehn Monate lang nach Luft, Licht und einem menschenwürdigen Dasein sehnten.

Der erste Kommandant, der 1870 in deutscher Gefangen-
schaft gewesen war und menschliches Fühlen/^{zu}besitzen schien, wurde schon nach wenigen Wochen durch einen anderen ersetzt, der strengere Saiten aufzog, bis auch dieser durch einen dritten abgelöst wurde, der offenbar ein Bastard war. Er trug diese Eigenschaften äusserlich wie innerlich zur Schau. Wir nannten ihn nur den "Neger". Unaufhörlich suchte er uns zu schikanieren, seine Organe, die Sergeanten und Korporäle, hörten nicht mehr auf mit Zimmerbesichtigungen, Appellen

und Gepäckdurchsuchungen. Da waren die Sergeanten: Das "Alpenveilchen", ein kleiner blasser Alpenjäger mit spitzer Nase, "Adonis" der Küchensergeant der Alpenjäger mit seiner zerschossenen Hand, der sich stets hochelegant kleidete. Da war weiter von den Alpenjägern die "Alpenrose", ein Sergeant von stattlicher Fülle mit einer knospenden Nase im Gesicht, die ihm auch den Namen einbrachte. Da war von der Infanterie Sergeant "Mors", dessen roter Schnauzbart buschig in die Luft stach. Die Korporäle stellten einen Sancho pansa in Form von "Kilekille" dessen Wimmersprache von keinem verstanden und der ein entsetzlich dummes Gesicht hatte. Die auffallendste Erscheinung aber war der gräflich Korporal, die "Absynthruine", der nie nüchtern war und dessen abgemagerter Körper sich müde und zitternd an einem Stock mit Silberkrücke nach der Kantine schleppte. Unsere Sektion, die fünfte, hatte als Sergeanten den "Bessessenen", Er fegte wie besessen durch die Gänge, tauchte überall überraschend auf, um zu wittern und Gefangene zu ertappen, z.B. wenn einer gerade mal einen Blick durchs Fenster tun wollte usw. Schlimmer noch als er war der "Schutzmann", der eine unglaublich feine Spürnase besass. Er entdeckte unsere geheimsten Verstecke, in denen wir Bücher, Wäsche, Lampen oder Flaschen verborgen hatten. Mit ihm teilten sich noch in den Dienst "der Maurer" "der Dragoner" und der "Scheich Uel Islam". Den letzteren benannten wir so, weil er seinen Dienst mit grenzenloser Wurstigkeit ausübte. Nach kurzer Zeit verschwand er, wohl wegen der Nachsicht, die er uns gegenüber an den Tag legte. Das subalterne Personal wurde noch durch einige Dolmetscher ergänzt, die ein mehr oder minder schlechtes Deutsch radebrechten.



Uzès 1915 - 1916

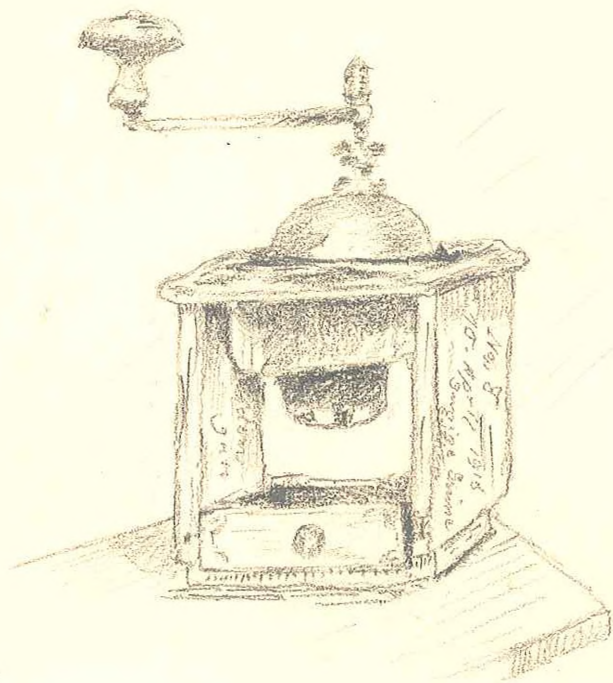
Das Schloss

Die Trompetenuhr

In der Uzès-er Kaserne war die Uhr durch eine Trompete ersetzt die vom frühen Morgen bis zum späten Abend Signal auf Signal schmetterte. Es war nichts so gering, dass es nicht ein Signal verdient hätte. Daher hatten die Stubenchefs den ganzen Tag über nichts anderes zu tun, als zwischen Stube und dem Büro hin-und herzulaufen. Es dauerte einige Zeit bis wir die Unmenge der Signale zu unterscheiden lernten. Als erstes Signal, Sommers um sechs, Winters um sieben Uhr geblasen, ertönte das Wecksignal. Man kroch aus den Decken und eilte schleunigst in einen der beiden Waschräume. In jedem waren sechzehn Wasserhähne. Innerhalb einer Stunde mussten sich die 800 Gefangenen gewaschen haben, also je Mann zweieinhalb Minuten. Ein ungeheures Gedränge herrschte in den Waschräumen, denn alle Augenblicke drängte sich ein Korporal zwischen die Waschenden um zu verhindern, dass sich die Gefangenen etwa den ganzen Körper badeten, denn dies war von den Franzosen verboten worden. Acht Tage cachot stand auf der Zuwiderhandlung. Schon bevor der Trompeter blies, war der Mann vom Kaffedienst aufgestanden und hatte sich an die verschlossene Hoftüre gestellt, um sich im Augenblick des Oeffnens nach der über dem Hof gelegenen Küche zu stürzen und sich der langen Reihe der Kaffeeholer anzuschliessen. Da nur ein einziger kleiner Kaffeekessel vorhanden war, musste der Koch schon am Abend zuvor den Kaffee zubereiten und in Eimern beiseite stellen. Dieser wurde morgens wieder angewärmt. Der Kaffeeholer konnte glücklich sein, wenn er die Blechbecher der Stubenkameraden alle voll bekam. Zur gleichen Zeit wie die Kaffeeholer waren auch die Kübelentleerer, wozu jeweils ein Zimmer kommandiert wurde, zur Stelle. Sie hatten die

vollen Notdurftkübel nach der Latrine zu schleppen, sie dort zu entleeren und zu spülen. Während diese Handlung in den Latrinen vor sich ging, sammelte sich aber schon wieder vor jeder der acht Zellen eine lange Reihe von Gefangenen an, die das dringende Bedürfnis hatten, sich zu erleichtern. Sie mussten oft gesichterschneidend warten, bis die Vormänner fertig waren. Eine halbe Stunde nach dem Wecken blies der Trompeter zum Appell. Die Gefangenen mussten sich auf die Stuben begeben und sich in Reih und Glied vor den Strohsäcken aufstellen. Der Stubenchef hatte zu melden: "Zimmer hundert, vierzehn Mann, vollzählig", worauf der Sergeant nachzählte und streng darauf achtete, dass jedermann vollständig bekleidet war und stramme Haltung bewahrte. Hierauf eilte er davon und erstattete dem Wachhabenden vor dem Büro Meldung. Wieder ertönte ein Trompetenstoss, der das Ende des Appells bedeutete. Jetzt durfte man erst wieder den Hof betreten. Inzwischen hatten wir die Stube reinzumachen, Strohsäcke und Decken ordentlich aufzubauen. Während einer Stunde war es gleichfalls erlaubt, den Gepäcksaal zu betreten und frische Wäsche zu holen (von unserer eigenen Wäsche), denn es war streng verboten, mehr als einen Anzug oder eine Unterkleidung auf der Stube zu haben. Der Morgen wurde von den Sergeanten und Korporälen benutzt, um in unseren Stuben umherzulaufen und zu prüfen, ob diese in Ordnung seien. Diese Zimmerbesichtigungen bedeuteten für uns stets eine Qual. Keine Minute konnte man sich in der Stube in Ruhe unterhalten, schreiben oder Lesen, ohne dass ein Quälgeist hereinkam. Der Stubenchef musste "Achtung" rufen und wir uns mit der Hand an der Hosennaht vor den Betten aufstellen. Dann begann die Kritik! Meistens wünschte der eine Korporal

das Gegenteil von dem, was der andere Korporal gewünscht hatte. Der eine wünschte den Strohsack zusammengerollt, der andere lang ausgestreckt, der Dritte die Decken am Kopfende, der vierte am Fussende aufgebaut. Gegenstände ausser einer Garnitur Leibwäsche und der Gamelle waren vom Kommandanten zur Aufbewahrung im Zimmer verboten. Nicht einmal ein feuchtes Handtuch(!) durfte zum Trocknen im Zimmer hängen. Es musste, wie alles übrige, schön gefaltet sein. Das war nun schon schikanös. Der eine Korporal erlaubte für die berüchtigte "paquetage" auf dem Wandbrett nur die Grösse einer Zigarrenkiste, der andere liess einen Viertelkubikmeter zu. Darin aber waren sich alle einig, dass es am besten wäre, wenn wir überhaupt nichts bei uns hätten. Der Name des Besessenen wandelte sich in "Sergeant poussière". Er fingerte alle Ecken, Winkel und Flächen nach Staub ab und wiederholte ohne Aufhören: "et surtout la poussière". Triumphierend konnte er uns den Zeigefinger unter die Nase halten, wenn an ihm ein Stäubchen hängen geblieben war. Um sieben, bzw. um acht rief die Trompete zum Arbeitsdienst, der stubenweise reihum ging. Da war zunächst die Gruppe der Flurreiniger, die Gänge und Treppen zu sprengen und auszukehren, sowie die Waschwäuser zu reinigen hatte. Am Samstag war dieser Dienst besonders anstrengend, weil mit Wasser aufgewaschen und geschrubbt werden musste. Eine andere Gruppe musste den Hof fegen und sprengen, sowie die Abflüsse der Brunnen im Hofe reinigen. Sie wurden auch öfters geholt, um von den Bäumen gefallene Blätter einzusammeln und wegzuschaffen.



Uzes 1915-16
Luderers Kaffemühle

Eine Corvée musste auch das im Torweg gelegene Wachlokal der Franzosen säubern und aufräumen. Wir konnten dabei feststellen, dass das Wachlokal der Franzosen sehr viel unordentlicher gehalten war als irgend eine Stube bei uns. Die Strohsäcke der Wache waren ordentlich schmierig und schmutzig. Es war eklig, die Säcke anzufassen und aufeinanderzuschichten. Zu früher Morgenstunde musste auch das stets vollbesetzte cachot und die daneben liegenden Einzelzellen von uns gereinigt werden. Um jeden Verkehr zwischen den Eingesperrten und uns zu unterbinden, zog eine Wache unter Gewehr auf. Eine Zeit lang mussten wir morgens 7 Uhr 30 zu Freiübungen auf dem Hof antreten. Das wäre ganz schön gewesen, wenn wir etwas Anständiges zu essen bekommen hätten und wenn uns die uns umgebenden hohen, scherbergespickten Mauern nicht so sehr an unser Zuchthausdasein erinnert hätten. So aber machte die Sache keinen Spass und schlief daher auch bald ein. Jetzt ertönte ein neues Trompetensignal: "Die Arztvisite". Er besuchte die Kranken in der im ersten Stock gelegenen Infirmierie. In der Zeit bis elf Uhr, wo Mittag gegessen wurde, gingen die Sergeanten und Korporäle unaufhörlich in unseren Stuben ein und aus. Um dieser Plage zu entgehen, flüchteten wir bei gutem Wetter in den Hof und setzten uns auf die Rinnsteine, den Rücken gegen die Kasernenmauer gelehnt. Eine Viertelstunde vor dem Mittagessen wurde zum Brotholen geblasen. Der Mann vom Stubendienst versah dieses Amt. Aus Repressaliengründen wurde uns ein Schwarzbrot verabreicht, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es war eine nasse, klebrige speckige Masse, von dem jedem Gefangenen etwa drei-bis vierhundert gramm zugeteilt wurden. Es war nicht verwunderlich, dass dieses Brot bei allen Gefangenen chronische Magen- und Darmbeschwerden hervorrief. Zuletzt warfen wir den ungeniessbaren schwarzen Teig in die Saukübel, bald jedoch

mussten wir ihn auf einen gesonderten Haufen ablegen, weil die Franzosen ihn nicht einmal für ihre Säue wünschten. Zum Glück konnten wir in der Kantine Brot kaufen, wovon jedermann Gebrauch machte.

War das Signal zum Essen endlich erklingen, so traten wir in zwei Reihen vor der im Mittelbau befindlichen Küche an und mussten durch sie hindurchgehen, wobei jeder Gefangene seinen Schlag Essen in die bereitgehaltene Gamelle erhielt. Es war immer das gleiche Essen: Suppe, in der halbgare Kartoffeln und an den Fleischtagen einige Würfel Fleisch schwammen. Dass die Kartoffel nicht gar wurden, lag daran, dass die Kochkessel nicht für so viele Menschen genügten und wegen Ueberfüllung der Kessel der Inhalt nur schwer zum Kochen gebracht werden konnte. Die meisten Gefangenen fischten daher die Kartoffel aus der Suppe heraus, schnitten sie in Scheiben und brieten sie auf selbstgemachten oder von zu Hause geschickten Petroleumkochern, die in einem besonderen Raum, der sogenannten Petroleumküche untergebracht werden mussten. Bei so vielen Gefangenen war natürlich die Bemessung der Portionen je Mann für die Köche sehr schwer, so dass nicht selten die zuletzt Kommenden sich mit einem dürftigen Bodenrest begnügen mussten. Später wurde dem abgeholfen, jede Stube bekam zwei Eimer zum Essenholen und aus diesen wurde dann das Essen auf der Stube zugeteilt. Ueber das Essen beschwerten wir uns wiederholt, aber damit hatten wir keinen Erfolg. Hatten wir die Gamellen ausgelöffelt, so begann der Wettlauf an die beiden Hähne im Hof zum Spülen. Mitten in diese Beschäftigung hinein tönte das Marschsignal des Trompeters: Die Wache zog auf. Da sie meist aus gebrechlichen Hilfssoldaten bestand, nannten wir sie nur die Humpelgarde. Das

Zeremoniell der Wachablösung fand auf unserem Hof statt, obgleich sich vor dem Kasernetor ein geräumiger Platz ausbreitete. Wir vermuteten daher wohl mit Recht, dass der Kommandant uns mit seiner Truppe Respekt einflössen wollte. Doch damit war es nicht weit her. Es kam vor, dass beim Präsentieren dann und wann ein Gewehr zu Boden fiel, einmal löste sich sogar ein Schuss.

War die Wachtparade vorüber, so bliess es zum Hauptappell. Meistens waren wir alle schon vorher im Hof, um zu vermeiden, dass wir ins cachot gesteckt würden, was vorkam, wenn man nach Ansicht der Franzosen nicht schnell genug antrat. In das Gewimmel hinein schrieen die Sergeanten und Korporäle ihr: "dépêchez-vous!" . In fünf Sektionen eingeteilt mussten die einzelnen Stuben in Reihe zu einem mit der Front nach dem Büro hin antreten. Vor dessen Türe stand inmitten eines Stabes von Dolmetschern " Joffre", der kleine untersetzte Oberleutnant mit dem mächtigen, weissen Schnauzbart, in olivgrüner Fantasieuniform und krächte dazu mit übergeschnappter Stimme, etwa: "le rassemblement se fait d'une manière lamentable" und ähnliche schöne Sprüche. Nachzügler liess er ins cachot abführen, um sie bald wieder laufen zu lassen. Er war im Grunde wohl nicht böartig, aber immer bereit, zu explodieren. Dann begann das militärische Schauspiel mit uns Zivilisten. Vom rechten Flügel ab beginnend meldeten die an der Spitze der Reihe stehenden Stubenchefs dem Sergeanten ihrer Sektion: "complet" d.h. vollzählig, wobei sie die Hand zum Gruss anzulegen hatten. Die Sergeanten meldeten Joffre, nachdem sie "fixe" d. h. stillgestanden kommandiert hatten und traten ein. Während wir mit den Händen an der Hosennaht dastanden, ging der Blick Joffres prüfend an den Reihen der Gefangenen entlang

um irgend etwas zu entdecken. Er schrieb z. B. streng vor, dass jeder Gefangene sein Hemd am Halse geschlossen tragen müsse. Da nun viele Matrosen unter uns waren, so betrachteten diese natürlich dieses Verlangen als Schikane. Hatte er ein Opfer gefunden, so musste der Sergeant aufschreiben und das Opfer wanderte gewöhnlich auf acht Tage ins Cachot oder wurde zu Strafkorvee verurteilt. Hatte Joffre das angetretene Viereck genügend in Augenschein genommen, so stand er wieder unbeweglich an seinem Platz, gab dem hinter ihm stehenden Trompeter einen Wink und dieser gab einen lang gezogenen Ton von sich. Aus dem Viereck lösten sich die Stubenchefs und mussten im Geschwindschritt zum Standort Joffres eilen. Dort wurde zunächst von einem Dolmetscher der Tagesdienst verlesen, auf Verbotenes aufmerksam gemacht und zuletzt die Post ausgegeben. Während die Stubenchefs bei der Befehlsausgabe waren, wurde uns von den Sergeanten "repose" "Rührt Euch!" befohlen. Die Ruhepause benützten die Sergeanten, um unseren Anzug nachzusehen, ob wir die vorgeschriebenen roten Streifen die Nummer, die PG-Buchstaben trugen, andernfalls gab es drei Tage cachot.kehrten die Stubenchefs zurück, so hingen aller Blicke an den Postsachen, die er in der Hand hielt. Sie wurden an Ort und Stelle verteilt. Wie viele Briefe habe ich während meiner langen Gefangenschaft von meinen Lieben aus Deutschland bekommen. Sie waren ein Teil der Kraft, die uns alles leichter tragen liess. Nach dem "Rührt Euch", hiess es wieder "garde à vous!" und wir warteten nun wieder stillstehend auf das Abblasen des Appells. Manches Mal mussten wir aber noch eine Viertelstunde stehen bleiben, wenn Joffre nicht mit uns zufrieden war. Dann standen wir in der heissen Sonne des schattenlosen Hofes da,

bis endlich das ersehnte Signal des Wegtretens ertönte. Jedermann stürzte mit langen Sätzen auf die Stuben oder nach der Kantine, die im Augenblick des Appellschlusses mit einem neuerlichen Trompetensignal ihre Pforten öffnete, um^{sie} nach einer Stunde wieder zu schliessen.

Hatte man in der Kantine glücklich eines der heissersehnten Brote erwischt, so ging man mit dem Gefühl, eine gefährliche Klippe in der Nahrungsversorgung umschiffen zu haben, auf die Stube. Meist legten wir uns dann mattmüde auf den Strohsack, sofern nicht ein Korporal das dringende Bedürfnis empfand, die Stube einer Besichtigung zu unterziehen. Zeitlos begann unser Dasein zu werden. Wir schlossen die Augen und totenstill wurde es in der Stube. Die Starrheit wurde durch ein neues Trompetensignal unterbrochen, es begann der Arbeitsdienst. Die diensttuenden Stuben mussten vor dem Büro antreten und hatten die gleiche Arbeit wie am Morgen zu verrichten. Dem Hofdienst fiel auch die Aufgabe zu, die neben der Küche aufgestellten, mit Suppenresten gefüllten Abfallkübel auf einen Wagen zu laden, der mit Eseln bespannt, um die gleiche Zeit von einer vierschrötigen Weibsperson in den Hof kutschiert wurde. Das war eine sehr unbeliebte Arbeit, weil der Inhalt leicht über die Ränder floss und den Anzug beschmutzte. Gegen zwei Uhr erfolgte unter neuem Trompetengeschmetter die Ausgabe der aus der Heimat eintreffenden Päckchen und Pakete. Die Ausgabe fand in einem dunklen Raum des Erdgeschosses statt, an dessen Rückwand eine Sonne gemalt war, unter der "Austerlitz" stand. Hatte der Kommandant dieses Lokal zur Ausgabe gewählt, um auf uns Eindruck zu machen? Jedenfalls waren uns die Pakete wichtiger als alle Gemälde der Kaserne zusammengenommen.

Um zu verhindern, dass deutsche Zeitungen in Konservenbüchsen verpackt, ins Lager kamen, mussten diese zur Aufbewahrung übergeben werden und durften nur in Beisein eines Korporals geöffnet und abgeholt werden. Wir fanden aber grossenteils Mittel und Wege, um die Kontrolle zu umgehen. Während einiger Wochen wurde auch aus Repressaliengründen in Paketen befindliches Brot beschlagnahmt. Von den Franzosen wurde bestimmt, dass von der gefangenen Intelligenz den Gefangenen Vorträge zu halten seien, die von diesen besucht werden müssten. Das ging eine Zeit lang, man hörte Gutes, aber auch Quatsch, zuletzt kam es, wie es kommen musste, die Vorträge schiefen ein. Stumpfsinn, der keinen verschonte, senkte sich mit bleierner Schwere auf die enge zusammengepferchten Gefangenen herab. Selbst beim Kartoffelschälen verstummten die Gespräche und auch die Witzbolde fanden in diesem Kreise kein Echo mehr.

Am Nachmittag wurde die Kantine mit einem Trompetensignal wieder eröffnet und eine Stunde später rief die Trompete zur Abendsuppe. Wieder wurden nach dem Essen die Gamellen im Hof gespült. Wieder erschien die Eseldame und holte das Schweinefutter. Eine halbe Stunde vor dem Abendappell mussten die zum Schlafen im cachot Verurteilten mit Decken versehen vor dem weitgeöffneten Nachesyl antreten, wobei sie stets von einer zahlreichen, abschiednehmenden Freundesschar begleitet waren. Jetzt mussten auch die schweren eisernen notdurftkübel in die Kasernen geschleppt und auf den Gängen aufgestellt werden.

Die Sonne war schon längst hinter den hohen Mauern des Hofes verschwunden, wenn das Signal zum Abendappell die Gefangenen auf die Stuben trieb. Jetzt wurde die veilleuse,

das Schwimmdochtlämpchen entzündet, der Sergeant kam und liess die Gefangenen vom Stubenchef namentlich aufrufen. Die Hoftore wurden geschlossen. Nun dauerte es noch zwei Stunden bis zum Zapfenstreich. Es waren die einzigen, in denen wir nicht befürchten mussten, dass die französischen Sergeanten und Korporäle in die Stube stürzten. Eng im Raume zusammengepresst, suchten wir uns noch zu unterhalten, bis das Neunuhrsignal ertönte, das zum Schlafengehen befahl.

Jetzt war das Trompetengeschmetter endlich zu Ende. Ohne die Signale, welche zu Sonderbefehlen geblasen wurden, zählte ich auf den Zeitraum von sechs Uhr morgens bis neun Uhr abends 25 Signale, d.h. auf jede halbe Stunde ein Trompetensignal. Das ewige Tuten fiel mir derartig auf die Nerven, dass ich oft aus dem Schlafe emporschreckte in der Meinung, ein Signal gehört zu haben.

Nachklänge

Man hätte annehmen können, wenigstens während der Nacht Ruhe und Schlaf zu finden. Weit gefehlt! Eine Armee von Wanzen brach aus dem Hinterhalt und trieb uns mit schmerzhaften Stichen vom Lager. Licht zu machen, war gefährlich, weil die Posten sofort anriefen, dem Kommandanten Meldung machten und wir alle besträuft wurden. So mussten wir die Rache auf den Morgen verschieben. Wurden aber morgens die Strohmatten ausgeschüttelt, so rannten Dutzende von Wanzen am Boden, die wir mit grimmigem Rachegefühl zertraten. Es gelang uns schliesslich, durch tägliches Ausklopfen aller Betteile, durch Ausbrennen und Abdichten aller Ritzen und

Löcher in den Wänden, sowie durch tägliche gründliche Untersuchung des wenigen Stubenmaterials die Plage erheblich einzuschränken. Sie lebte noch einmal auf, als im ~~XXXXX~~ Frühjahr 1916 sogenannte "isolateurs" eintrafen, die mit Wanzen gefüllt waren. Die isolateurs bestanden aus niedrigen Holzböcken und einem Bretterbelag, die als Unterlagen für die Strohsäcke dienen sollten. Bei unseren Arbeiten wurden wir allerdings wiederholt gestört, dadurch, dass irgend ein Sergeant angerannt kam und sich in seiner Ruhe gestört fühlte.

Bald aber sollte noch eine schlimmere nächtliche Störung als die Wanzenplage kommen. Unter den Gefangenen befanden sich einige italophile Angehörige der Donaumonarchie. Sie erwarben die besondere Freundschaft "Joffres" auf billige Weise dadurch, dass sie bei der Kriegserklärung Italiens an die Mittelmächte, welche kurz nach unserem Eintreffen in Uzès stattfand, riefen: "Vive la France, vive l'Italie!" Sie bekamen von dem Kommandanten sofort Vergünstigungen, wurden vom Arbeitsdienst befreit und durften dafür das französische Büro in Ordnung halten. Dies benützten sie nun dazu, einen im Büro aufbewahrten Torschlüssel zu entwenden und eines Nachts aus der Kaserne zu entweichen. Sie versuchten nach Spanien zu entkommen. In Cette wurden sie abgefasst und in die Kaserne zurückgebracht. Der Kommandant aber wusste nichts Besseres zu tun, als uns dies entgelten zu lassen. Neben einer dreitägigen Kantinensperre wurden Ronden eingeführt, die jede Nacht drei-bis viermal in die Stuben polterten. Den Daliegenden Gefangenen wurde mit der Laterne ins Gesicht geleuchtet, sie wurden zusammengezählt und das Ergebnis mit der an der Türe aufgehängten Mannschaftsliste verglichen. Das war eine richtige Qual. Mit den genagelten Stiefeln klapperte die Ronde über die Steinfließen der Gänge und Stuben.

War sie schlechter Laune, so warf sie die Türe mit Heftigkeit zu, so dass sich der Knall mit vielfachem Echo in der Kaserne brach. Nach der Einführung der nächtlichen Ronden konnte von Schlaf nicht mehr die Rede sein. Wir dämmerten zwischen Wachen und Schlafen dahin und von den Schildwachen draussen hörten wir alle Augenblicke den lauten Ruf: " Sentinelle, prenez garde à vous!"

Neben den täglichen Korveen hatten die Franzosen noch verschiedene andere Einrichtungen getroffen, welche uns unser Gefangenendasein so recht vor Augen führen sollten. Da war zunächst die an jedem Samstag Nachmittag stattfindende Stubenbesichtigung durch den Kommandanten. Sie dauerte gewöhnlich von zwei bis fünf Uhr, während welcher Zeit wir uns nicht aus der ~~St~~ube entfernen durften. Den ganzen Samstagmorgen verbrachten wir mit Aufwaschen und gründlicher Reinigung der Stuben. Schon um elf Uhr schneiten die Korporäle und Sergeanten herein, um dafür zu sorgen, dass kein unerlaubtes Möbelstück in ihnen stand. Diese Massregel kam besonders streng zur Anwendung, als kurz nach unserer Ankunft die Kaserne durch einen Gendarmerieoberst aus Marseille besichtigt wurde. Er gab sogar den Befehl, die Stühle zu beschlagnahmen, die wir mangels jeder anderen Sitzgelegenheit in der Kantine auf eigene Kosten gekauft hatten. Wir bekamen sie erst zurück als wir im August 1916 nach dem Lager Ile Longue überführt wurden. Da konnten wir sie aber nicht mitnehmen und zerschlugen sie daher. Auf die Dauer war der Mangel jeglicher gewohnten Sitzgelegenheit eine Qual. Wir bauten daher aus den aus der Heimat eintreffenden Kistchen Schemel. Aber auch diese, wie unser Tisch sollten bei den Samstagsbesichtigungen verschwinden. Da entdeckten wir in einem Flügel

der Kaserne eine dunkle Rumpelkammer. In dieser wussten wir vor Beginn der Samstagsbesichtigungen Schemel und Tische verschwinden zu lassen. So erntete Samstags unsere Stube wegen ihrer vorbildlichen Nüchternheit sogar ein "bien" des verhassten Negers. Schliesslich aber wurde auch diese Rumpelkammer von den Gendarmen entdeckt und wir mussten auf unsere liebgewordenen Heimlichkeiten ganz verzichten.

Hatten wir am Samstagmorgen alles Anstössige aus der Stube entfernt, jedes Hälmdchen vom Boden gesammelt, die Decken sorglich aufden Strohsäcken zusammengelegt, so erschien der Sergeant, um die letzte Weihe zu geben. Er liess nun die zusammengelegten Decken, je nachdem am Kopfende oder Fussende aufstapeln oder aber lang über den Strohsack ausbreiten, sah die Pakete nach, ob sie nicht mehr als eine Garnitur Wäsche enthielt, untersuchte, ob nichts unter dem Strohsack verborgen war, fuhr mit dem Zeigefinger an den Wänden, den Wandbrettern, der Türe, den Fensterscheiben entlang, um zu prüfen ob auch alles abgestaubt war. Kaum war der Sergeant aus der Türe, so erschien der Korporal, um die gleiche Prozedur noch einmal vorzunehmen, oft noch ein zweiter und dritter. Wie ein endloses Band zogen sich die Stunden auf diese Weise bis zur Besichtigung hin.

Da unsere Stube zur fünften Sektion gehörte und die Besichtigung immer bei der ersten begann, so mussten wir stundenlang bereit stehen, bis es bei uns losging. Ging der Appell um 2 Uhr an, so dauerte es meist bis halb fünf, bis unsere Stube besichtigt wurde. Wir sahen dann den "Neger", begleitet von dem dicken Büroleutnant und einem Stabe Uniformierter über den Hof auf unseren Flügel zugehen.

Auf das "fixe" des Sergeanten mussten wir in Reih und Glied stillstehen. Einen Augenblick später trat der Neger durch die Tür und liess prüfend seinen Blick über die Gefangenen schweifen, ohne ihnen ins Gesicht zu sehen. Meist schob sich dann der hinter dem Neger gehende Büroleutnant vor, trat wie er war, gestiefelt und gespornt, auf das Bettzeug, riss die eine oder andere Paketage herunter und liess die einzelnen Stücke auf den Fussboden flattern. Er scheute sich auch nicht, die Decken im Zimmer umherzuwerfen und im Strohsack zu wühlen. Wir wurden bleich vor Zorn, wenn wir zusehen mussten, wie die in stundenlanger Quälerei aufgebauten Habseligkeiten in der Stube durcheinandergeworfen wurden. Der Neger sah zu, drehte sich auf seinem Absatz herum und verliess mit einem "bien" die Stube. War der Appell endlich vorüber, so durften wir wieder den Hof betreten. Die gleichen Appelle fanden statt anlässlich der zahlreichen Besuche, die Generäle und Obersten der XX sten Region unserem Lager abstatteten. Jedesmal ging auf diese Weise ein Nachmittag vorüber.

Eines Tages wurde eine Feuerwehr aufgestellt. Jede Stube musste zwei Mann stellen, die bei uns durch das Los bestimmt wurden. Die Feuerwehr musste jeweils Samstags ihre Uebung nach dem Abendessen abhalten. Ertönte das Feuersignal, so mussten sich alle Gefangenen bis auf die Feuerwehrleute auf die Stuben begeben(!), Posten der Wachmannschaft mit aufgepflanztem Bayonett sperren die zum Hof führenden Ausgänge. Die Spritze wurde rasselnd aus einem Schuppen in den Hof gezogen. Der Kommandant gab dann als Brandobjekt irgend eine Stube an, die er nicht

leiden konnte. Dorthin stürzte der Sergeant. Kaum, dass die Insassen wussten, um was es sich handle, riss er das Fenster auf und im nächsten Augenblick prasselte ein ^{Wasser} Strahl aus der Feuerspritze in das Fenster und durchnässte Gefangene und Habseligkeiten. Die Betroffenen ballten in ohnmächtigem Zorn die Fäuste und zeigten auf die vollständig durchnässten Strohsäcke und Schlafdecken.

Die wöchentliche Auszahlung unserer deponierten Gelder dauerte stundenlang. Ständig wechselte die ausbezahlte Quote. Lange Zeit erhielten wir ffrs. 15.-- je Woche, während einiger Monate wurde sie auf ffrs. 5.-- für Depots unter ffrs. 250.-- heruntergedrückt. Anfangs wurde der Betrag in Geld, später in besonderem Lagergeld ausbezahlt. Wessen Name mit Z begann, musste etwa drei Stunden warten, bis er seine Wochenrate bekam.

Die Durchsuchung der aus Deutschland eintreffenden Pakete im Beisein des Negers wurde im Lauf der Zeit derart schikanös durchgeführt, dass viele Gefangene ihre Angehörigen baten, nichts mehr zu schicken. Beispielweise wurden Würste der Länge nach aufgeschnitten, Marmeladegläser aufgebrochen, der Inhalt mit Taschenmessern umgerührt und dergleichen. Auf den Hüllen vieler Pakete waren bezeichnenderweise Aufschriften wie : "Deutsche Schweine!" " Hier sind Bomben! u.a. Zigaretten waren fast immer aus den Paketen entwendet worden.

Alle Bücher mussten vom Büro zensiert und mit einem Stempel versehen werden. In den Stuben wurden des öfteren Razzien gehalten nach nicht abgestempelten Schriften, Tagebüchern, nach Flaschen und Messern. Wir sassen wie auf Nadeln, wenn die Sergeanten und Korporäle alles durchwühlten

Ich hatte jedoch mein Tagebuch so gut versteckt, dass es nie gefunden wurde. Der Neger liess jedoch auch einzelne Gefangene auf dem Hof unvermutet anhalten, nach dem Büro bringen und bis auf die Haut untersuchen, ob er etwas Verbotenes ^{bei sich} habe. Besass er im Gepäckraum einen Koffer, so wurde er durch Gendarmen dorthin begleitet und musste sein Gepäck ebenfalls durchsuchen lassen. Einige Besitzer von Tagebüchern wurden entdeckt, die Hefte wurden abgenommen und die Besitzer dreissig Tage in die Zelle gesperrt.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft in Uzès kam es wieder zu einigen Typhusfällen, vermutlich handelte es sich noch um Infektionen von Casabianda her. Keiner von uns Gefangenen durfte die Kameraden, welche starben, zur letzten Ruhe begleiten. Es wurde uns nur erlaubt, auf unsere Kosten für die Toten Holzkreuze zu beschaffen. Einige Wochen später teilte uns der Dolmetscher in Artillerieuniform mit, dass eines der Kreuze, auf dem Grabe des Hamburger Kaufmanns, vom Sturme zerbrochen worden sei, wir möchten für ein neues sorgen. Von anderer Seite hatten wir gehört, dass von Seiten der verhetzten Bevölkerung die Kreuze herausgerissen worden seien.

Die Nervensäge

Es war schon so, die lange Gefangenschaft wirkte wie eine Nervensäge. Das ewige Katz-und Mausspiel in der engen Kaserne. Der Blick stiess überall auf Gitter, Mauern, verschlossene Tore, Posten mit umgeschallter Pistole und aufgepflanztem Seitengewehr. Und ein Tag wie der andere. War die Nacht vorüber, so entflohen wir dem Kasernendunst so rasch als möglich, indem wir im Kasernenhof eine Stunde lang

in ewig gleichem Kreise gingen. Dann kehrten wir auf die Stube zurück, holten uns ein von zu Hause geschicktes Buch hervor und lasen. Die Bücher stifteten wir der Lagerbücherei, welche damit den Gefangenen viel Gutes tat. Viele der Kameraden setzte sich zusammen und trieben Sprachstudien. Ich selbst trieb türkisch mit dem Polizeipräfekten von Skutari, den die Franzosen irgendwo im Aegäischen Meer geschnappt hatten. Andere wieder setzten sich zusammen zum Schach-oder einem anderen Spiel. Unsere Stube besass ein Kleinod in einem kleinen Petroleumkocher, den wir in einem Kästchen verbargen. Es war natürlich streng verboten, so etwas auf der Stube zu haben. Für uns war der Apparat deshalb unschätzbar, als wir des Abends mit ihm eine Tasse Tee bereiteten. Das Kochen auf der Stube war wegen der dauernden Ueberwachung sehr gefährlich und deshalb musste der Kocher recht versteckt aufgestellt werden, ausserdem musste sich ein Kamerad an den Treppenaufgang begeben, um aufzupassen, dass uns kein Wächter überraschte. Wurde durch Husten die Nähe des Feindes gemeldet, so wurde der Kocher sofort gelöscht, in das bereitstehende Kistchen geschoben und dieses unter die vorgeschriebene Müllkiste geschoben, wo es nicht auffiel. Während der Samstagnachmittagsabsichtigung wurde das Kistchen mit anderen unerlaubten Habseligkeiten in einem sonst unzugänglichen Teil des Gebäudes versteckt. Eines Tages wäre aber unser Kocher doch fast entdeckt worden. Es fand eine Besichtigung der Kaserne durch einen General statt. Wir hatten schon einige Stunden auf der Stube gewartet und hatten Heisshunger bekommen. An Gefahr gewöhnt, beschlossen wir, rasch einen Pfannkuchen zu backen. Wir holten wie der Blitz Kocher, Pfanne und Zubehör und fingen an zu backen. Ich hatte meinen Pfannkuchen gerade verspeist, als derjenige Vollbarts sich gerade schön zu



Unser Freund 1944-19

bräunen begann. Da ertönte von draussen der Ruf: " Sie kommen!" Wie der Blitz war der Kocher in der Kiste, der Pfannkuchen auf ein Teller geworfen, die Pfanne versteckt, nur der Pfannkuchen stand noch dampfend auf dem Tisch, da wurde die Türe aufgerissen, der Kasernenverwalter trat ein. Raschentschlossen stellte dieser der Pfannkuchen unter unsere Kiste, so dass die dicht auf folgenden Offiziere samt General glücklicherweise nichts mehr merkten. Nach überstandener Gefahr stellte Vollbart sein Essen wieder fluchend auf den Tisch und wollte sich gerade daran machen, als einer der begleitenden Offiziere wieder ins Zimmer zurückkam, die leckere Speise besah und fragte: "C'est de la cantine?" Wir antworteten wie aus einem Munde: " Oui " . Damit war die Gefahr behoben. Eines Tages aber entdeckte die Spürnase des Schutzmanns doch unsern kleinen Freund und unser Stubenchef musste dafür ins cachot wandern. Der Kocher sollte, wie immer in solchen Fällen, beschlagnahmt werden. Da fertigten wir schnell aus Konservendosen einen Pseudoapparat an und gaben diesen ab. So war uns unser kleiner Kocher und der Abendtee gerettet. Der Besuch des Marseiller Gendarmerieobersten kostete uns ausser den Stühlen aber auch unsere aus Casabianda stammende Kiste, die uns als Tisch und gleichzeitig auch als Vorratskammer gedient hatte. Praktisch, wie Vollbart war, konstruierte er nun einen Klapp-tisch der an der Wand befestigt werden konnte und gleichzeitig durch die aufgeklappten Strohsäcke verdeckt war.

Wie in unserer Stube, so sah es auch in allen anderen aus. Auf den Strohsäcken lagen oder sassen in allen möglichen Stellungen die Gefangenen und brüteten vor sich hin oder lasen in Büchern. In einer Ecke hörten sich Kameraden Vokabeln ab, in einer anderen würde ein Spiel gemacht.

Fiel irgend eine Bemerkung im Zimmer, so fiel bald von dieser, bald von jener Seite ein Kamerad in die Debatte, bis sich zuletzt alles voll Eifer beteiligte. Um nicht die langen Herbst- und Winterabende im Dunkeln sitzen zu müssen, kauften wir durch Vermittlung der Kantine Lampen und Petroleum. Es war ja ein starkes Stück von den Franzosen, dass sie uns nicht einmal Beleuchtung stellten. Der Stumpfsinn, dem wir ausgeliefert waren, hätte uns sicher noch viel stärker erfasst, wenn wir uns alle nicht immer wieder an den beispiellosen Waffentaten unseres Heeres aufgerichtet hätten. Ueber die grossen Erfolge unserer Offensive in Russland im Jahre 1915 waren wir durch französische und italienische Zeitungen vorzüglich auf dem Laufenden gehalten worden, obgleich ein oft nur schwer zu umgehendes Zeitungsverbot herrschte. Aber Zeitungen wurden von uns buchstäblich mit Gold aufgewogen und mancher Franzose machte dabei ein unerwartetes Geschäft. Welche Freude erfasste uns, als Warschau fiel und fast zur gleichen Zeit Nowo Georgiewsk, Kowno und Brest Litowsk. Jetzt zeichneten wir den ganzen Tag über Karten von der Ostfront und warteten voll Spannung auf die nach dem Mittagsappell ins Lager kommenden Zeitungen. Betreffs Italien sollte der Verwalter von Casabianda doch Recht behalten. Das Gerücht, dass es eingreifen würde, ging schon wochenlang um und legte sich lähmend auf unsere Gedanken. Als das Eingreifen Italiens aber Tatsache wurde, fragten wir uns alle, warum es so weit hatte kommen können. Wir waren in grösster Sorge um die Südfront. Als aber während langer Wochen aus dem italienischen Hauptquartier nur Wetterberichte eintrafen, wuchs doch unser Vertrauen in den

in den glücklichen Ausgang des Krieges wieder. Bange Augenblicke durchlebten wir auch im September 1915 während des Durchbruchversuchs der Franzosen in der Champagne. Die französischen Zeitungen brachten dicke Ueberschriften und unsere französische Bewachung stellte ordentlich den Kamm. Als ich am Morgen des zweiten Schlachttages mit anderen Gefanegenen die Wachstube auszufegen hatte, waren die poilus in Siegesstimmung. Aber bald waren wir es, die den Kopf höher trugen. In jener Zeit schlugen die Franzosen überall Plakate an. Eines hing im Kaserneneingang. Darauf stand:

" Taisez-vous! Méfiez-vous!
Les oreilles ennemis vous écoutent "

"Schweigt! Seid vorsichtig!
Feindliche Ohren hören Euch"

Der Sommer war heiss. Um uns nach der Hitze des Tages zu erfrischen, waren wir vor dem Zubettgehen leise in den Waschraum heruntergestiegen und hatten uns den ganzen Körper tüchtig gewaschen. Leider merkte dies unser Sergeant und schon wurde der Waschraum abgeschlossen und nur morgens und mittags eine Stunde geöffnet. Im Spätherbst musste unsere Stube nach einem höher gelegenen Turmzimmer umziehen, das nur ein winziges Fenster nach dem Hof zu hatte. Mit zwölf Kameraden lagen wir weitere acht Monate in diesem Raum. Im Winter war es den ganzen Tag über dunkel. Wir erhielten sogar einen Ofen, der mitten in dem Gelass aufgestellt wurde. Die für zehn Tage ausgegebenen Kohlen reichten aber, selbst bei sparsamstem Feuern, nur zwei Tage. Wir waren daher froh, dass wir auf eigene Rechnung Nussbriketts in der Kantine kaufen konnten. Es war verboten, auf dem Ofen zu kochen. Das wurde natürlich trotzdem gemacht, indem wir einen Posten auf den Gang stellten. Das

Beiseitestellen des Topfs wurde mit solcher Virtuosität gehandhabt, dass wir nie ertappt wurden. Wenn ~~es~~ morgens zum Aufstehen geblasen wurde, war es noch Nacht. Da die Dämmerung auch früh hereinbrach, wurden wir auch schon bald wieder in der Kaserne eingeschlossen. Die Zeit verstrich qualvoll und langsam. Wir verkrochen uns in alle möglichen Bücher, doch auch des Lesens wurde man überdrüssig. Schliesslich legte man sich wieder auf den Strohsack, sah die Schatten an der Decke spielen und sprach im Flüstertone mit den Kameraden. So verstrichen Stunden, Tage, Wochen und Monate.

Unserem Zimmer gegenüber wurde eine Stube für Leichtkranke eingerichtet. Sie unterschied sich in nichts von den anderen Stuben. Sie beherbergte einige Kuriosa von Gefangenen, die mehr als einmal unsere Aufmerksamkeit wachriefen. Stubenchef der Leichtkranken war ein wohlbeleibter, asthmatischer Maler, der auf einem Knochenschiff gefangen worden war, als er versuchte, von Spanien nach Italien zu gelangen. Er beschäftigte sich den ganzen Tag mit Schreiben und rauchte eine Asthmazigarette nach der anderen, Das ganze Stockwerk stank nach diesem Räucherwerk. Auch die anderen Insassen der Stube ~~ent~~setzten sich darüber, aber keiner von ihnen wagte gegen den Stubenchef aufzutreten, der sie an Kraft alle übertraf. Der alte Kuchenbäcker revanchierte sich nachts dafür, indem er fürchterlich schnarchte. Man konnte ihn bis in unserer Stube hören. Schon brüllte die Stimme des Stubenchefs: "Kuchenbäcker! Kuchenbäcker! Wollen Sie endlich aufhören oder ich haue Ihnen das Bett entzwei! Und nach einer Weile: "Haben Sie mich gehört, Kuchenbäcker! Und dieser wimmerte jämmerlich: "Ja, das kommt halt von Ihren Asthmazigaretten!" So ging



Unsere KKK
KriegskaffeeKanne
1914-1919

es oftmals in der Nacht. Da war auch der blasenleidende Privatmann aus München, der ein porzellanenes Nachtgeschirr auf dem Gang stehen hatte. Da er nicht zu bewegen war, ihm einen anderen Platz einzuräumen, bohrten wir eines Abends ein Loch in den Boden des Topfes. Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, als wir auch schon die Türe des Raums gegenüber gehen hörten, nach einigen Augenblicken plätscherte es auf dem Gang und wir hörten den Geprellten halblaut rufen: "S'isch ä Gmeinheit!" Wir aber lachten unter den Decken.

In der Krankenstube wurde auch ein Ungar einquartiert, der 1917 von Ile Longue ausgetauscht ~~wurde~~ und nach der Revolution unter Karolij Landwirtschaftsminister wurde. Er war klein, dick und von jüdischem Typ. Er zeigte sich den Franzosen gegenüber von kriecherischer Unterwürfigkeit. Bei irgend einer Gelegenheit sagte Joffre zu ihm: "Hätte Ungarn nicht in den Krieg eingegriffen, so wären Sie kein Gefangener." Da kroch der Jude ganz in sich zusammen und hauchte: "mais je suis de l'opposition", ich gehöre der Oppositionspartei an.

Endlos lange dauerte der Winter. Noch erinnere ich mich des Weihnachtsabends, als wir alle in einen Saal der Kaserne gebeten wurden, in dem ein brennender Weihnachtsbaum stand. In Anwesenheit sämtlicher Dolmetscher hielt der Berliner Rektor die Ansprache. Er sprach nicht vom Frieden, sondern von dem Hass, der uns umgebe. Seine Stimme bebte, während er sprach und erschloss: "Nie werden wir vergessen können, wie viel Hass auf uns gehäuft worden ist, wie wir gequält worden sind!" Langsam verging Tag auf Tag, nur unterbrochen von den unaufhörlich gellenden Signalen des Trompeters. Es war ein dumpfes Dahinbrüten. Wir lasen zuletzt mechanisch in den Büchern, ohne den Inhalt in uns

auf. Dann aber kam als Rückschlag der Einbruch der Russen in Ostgalizien, der sie bis an den Fuss der Karpathen brachte.

So wechselte auch bei uns Gefangenen, die wir wie Spielbälle von den Ereignissen hin und hergeworfen wurden, Siegesfreude mit Bedrückung über erlittene Schlappen. Die Besorgnis um die Heimat, unsere eigene Ohnmacht inmitten der sich überstürzenden Ereignisse trugen wir als seelische Qual von Tag zu Tag. Das Zeitungslesen wurde uns bald wieder zuwider. Wir wandten uns davon ab und wieder den Büchern zu. Ueberall sah man die Kameraden lesen, im Sitzen, im Stehen, im Liegen. Ja, es war die Abwehr gegen den Schmutz, den die französischen Zeitungen auf alles Deutsche gossen. Wir wollten den Krieg, die Gefangenschaft vergessen und konnten es doch nicht.

Neue Gefangene kamen ununterbrochen an. Deutsche aus unseren Kolonien, darunter Deutsche, denen in Dahomé Daumenschrauben angelegt worden waren und die Unsägliches erduldet hatten. Es kamen Griechen und Türken von den ^{aus Saloniki,} ägäischen Inseln, die die Alliierten einfach heruntergeholt hatten. Es kamen Serben ins Lager, die sich geweigert hatten, auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz weiterzukämpfen. Alle noch freien Stuben wurden mit den neu Ankommenden vollgepfropft. Beim Luftschnappen im Hof war es so eng geworden, dass man alle Augenblicke an Kameraden stiess, obgleich nach stillschweigender Vereinbarung alle Gefangenen in gleicher Richtung im Kreise gingen.

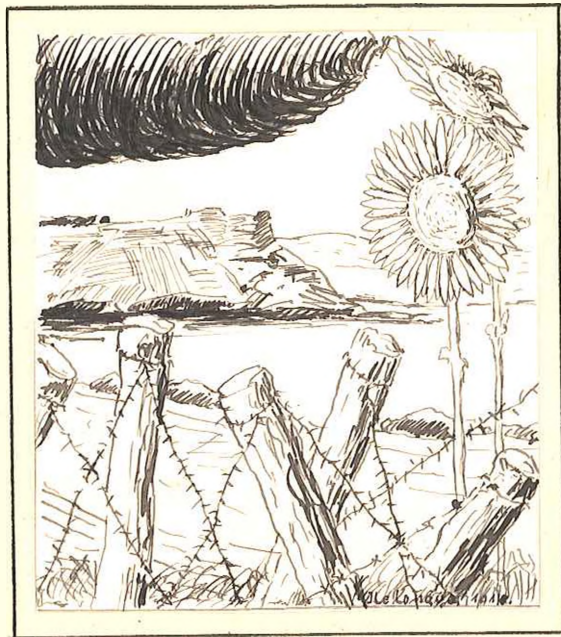
Der Platzmangel wurde noch vermehrt, als aus unerklärlichen Gründen der Kommandant die Turmzimmer räumen liess. Bei Beginn des Sommers mussten wir unsere Stube räumen und kamen in eine Stube, deren Fensteröffnung bis zu dreiviertel Höhe mit Brettern verschlossen war, um den Einwohnern von Uzès den Anblick der boches zu ersparen. In der Stube war es dumpf und heiss wie in einem Stall, obgleich wir Tag und Nacht die Türe nach dem Gang zu offen liessen. Es war so schwül, dass wir uns oft vollkommen unbekleidet auf die Strohsäcke legten. Der Schlaf floh uns. Dazu die Wanzen und die polternden nächtlichen Runden. Die Stubenuntersuchungen mehrten sich. Die Gendarmen schlichen sich in die Stuben und versuchten herauszubringen, ob wir Fluchtversuche machen wollten. Der Wasserverbrauch wurde eingeschränkt, dagegen sollten wir alle vierzehn Tage eine heisse Brause bekommen. Innerhalb zwei Stunden mussten die achthundert Gefangenen unter vier Brausen durch, die nur spärlich funktionierten und entweder siedend heisses Wasser oder aber kaltes ausströmten. Der Drill, dem wir wieder mehr und mehr ausgesetzt waren, machte uns in der Tat nervös. In der Stube erschrak man beim geringsten Geräusch, in der Annahme, dass es von einem heranschleichenden Gendarmen stamme. Manche der neugekommenen Gefangenen wurden mit Misstrauen betrachtet, es hiess, sie seien Spione der Franzosen. Das erste Opfer der Nervenspannung, die alle ergriff, war ein junger Ungar, der vom Verfolgungswahn befallen wurde. Er wurde erst eine Woche lang im Revier ans Bett gefesselt, weil man glaubte, er verstelle sich. Man hörte ihn Tag und Nacht grauenvoll schreien. Als sein Zustand schon längst hoffnungslos war, wurde er weggebracht und soll, wie ich später hörte, gestorben sein.

Im Juni 1916 wurde uns mitgeteilt, dass wir in ein anderes Lager überführt werden sollten. Nachdem während vierzehn Tagen alle möglichen Mutmassungen geschwebt waren, hörten wir, dass wir in das Zivilinterniertenlager Ile Longue bei Brest kommen sollten. Es wurde befohlen, alle Wäsche abzugeben mit Ausnahme derjenigen, die wir auf dem Leib trugen. Die abgegebene Wäsche wurde peinlich untersucht und als grosses Gepäck nach dem Bahnhof gebracht.

Anfang Juli 1916 reiste der erste Transport nach Ile Longue ab. Wir Zurückbleibenden warteten von Tag zu Tag auf den Marschbefehl. Fast stündlich wurden die Gruppenführer zum Kommandanten hintrompetet und ihnen Verhaltensmassnahmen für die Reise gegeben. Einmal kam der Befehl, wir sollten eine Decke mit auf den Transport nehmen, dann wurde dies wieder geändert, wir sollten zwei mitnehmen, dann sollte der Strohsack mitgenommen werden, dann auch der Schlafsack, zuletzt hiess es: "Es darf garnichts mitgenommen werden!" Als sich die Tage des Wartens zu Wochen ausdehnten, wurde es ungemütlich, weil wir nur noch eine Garnitur Wäsche am Leibe hatten. In diesen Tagen des bevorstehenden Abmarsches liess der Kommandant ohne Unterbrechung die Stuben durchsuchen, um nach Tagebüchern und Schriftstücken zu fahnden. Da eine Schweizer Aertekommission angekündigt war, welche Kranke zur Internierung in der Schweiz vorschlagen sollte, so wurden durch die Abreise viele Kranke der Hoffnung beraubt, zur Internierung in die Schweiz vorgeschlagen zu werden. Wir anderen, körperlich Gesunden, warteten von Stunde zu Stunde auf den Augenblick, wo wir aus unserem verhassten Gefängnis abreisen würden. Zu unserem Entsetzen wurde Anfang August unser Gepäck vom Bahnhof zurückgebracht und wieder an uns ausgeliefert. Sollten wir denn nie mehr dieser

scheusslichen Kaserne entfliehen. Mehr als je drang uns das Gellen der Trompete in die Ohren und rief die Gruppenführer zum Kommandanten. aufs Neue hagelte es Vorschriften über Grüßen der Vorgesetzten, Ordnung in Stuben und Gängen usw. Wie zum Hohn drang von der Strasse das Tuten der Hörner der Uzèser Pfadfinder herein, die an unserer vergitterten, bretterverrammelten Kaserne vorbeimarschierten.

Kaum waren nach der Gepäckaussgabe einige Tage verstrichen, als wir den Befehl erhielten, es wieder abzuliefern. Es wurde aufs Neue untersucht und nach dem Bahnhof gebracht. Wieder warteten wir voll Ungeduld auf den Befehl zur Abreise. Jetzt traf auch noch die Schweizer Aerztekommission bei uns ein und suchte eine Anzahl von Kameraden aus zur Internierung in Frankreich, darunter auch den jungen Mexikaner von unserer Stube. Eine ganze Anzahl ^{Gefangener} hatte versucht, durch Verschlucken verdünnter Säuren und verringerte Nahrungsaufnahme sich "schweizreif" zu machen und so dem traurigen Schicksal der Gefangenschaft zu entrinnen. Einigen gelang es in der Tat, andere blieben trotzdem zurück und hatten an den Folgen der Verwüstung des eigenen Körpers nach schwer zu tragen. In dieser Zeit aber erreichten alle Schikanen ihren Höhepunkt. Wir waren der Verzweiflung nahe als am achtzehnten August der Befehl gegeben wurde, um Mitternacht aufzustehen und uns marschfertig zu machen. Wie während unseres Aufenthalts die bretterverschlossenen Fensteröffnungen, so sollte auch beim Abmarsch die tiefdunkle Nacht die boches den Blicken der Uzèser Einwohner entziehen.



Brest

Quer durch Frankreich

Freitag, am achtzehnten August 1916 um Mitternacht bläst es Alarm. Wir erheben uns vom Lager, kleiden uns beim dürftigen bläulichen Schein des Nachtlämpchens an, müssen die Strohsäcke auf dem Hof entleeren und die Kaserne ausfegen. Es ist ein geisterhaftes Gewimmel von schwarzen Schatten in dunkler Nacht, aus der wie Schemen die bleichen Gesichter der Gefangenen auftauchen und wieder verschwinden. Wir haben uns selbst einen Rucksack genäht, haben Decke und Kochgeschirr aufgepackt und stehen während einiger Stunden im nachtdunklen Hof der Kaserne, wo wir von lampenschwingenden Korporälen gezählt und in Gruppenkolonnen aufgestellt werden. Als es leise zu tagen beginnt, wird das Kasernentor geöffnet. Auf der Strasse vor der Kaserne ist es totenstill. Häusergiebel treten gespenstisch aus dem Zwiellicht hervor. Wir setzen uns im Marsch. Als ich aus dem Torgewölbe marschiere, muss ich tief aufatmen. Jetzt klappern unsere Stiefel auf dem holperigen Pflaster von Uzès. Aus den Fenstern einiger Häuser dringt Lichtschein und neugierige Gestalten im weissen Hemd zeigen sich in den Fensterrahmen. In tiefes Schweigen gehüllt, zwischen Nacht und Tag, bewegt sich unser Zug langsam vorwärts. Als wir auf dem Bahnhof ankommen, bricht der Tag an.

Wir mussten etwa zwei Stunden warten und wurden unterdessen einige Male abgezählt. Dann kam der Kommandant, hoch zu Ross und ritt zwischen unseren Reihen hindurch. Eine Lokomotive keuchte heran, wurde an die Wagen gekuppelt, dann begann die Verladung in die bereitstehenden Wagen. Ich hatte mit meinen Kameraden das Glück, einen guten Wagen dritter Klasse zu erwischen. Es dauerte eine gute Weile, bis sich

der Zug schwerfällig in Bewegung setzte. Wie ungewohnt war doch das Wiegen und Schaukeln eines Wagens. Der Zug fuhr durch das zerklüftete, walddreiche Bergland der Cevennen, durch Dutzende von Tunnels, in denen uns der Lokomotivenqualm fast den Atem benahm. Die Fahrt ging weiter über Brioude, Poitiers, Tours, Le Mans, Rennes nach Brest und dauerte vier Tage, bis zum Dienstag, den zweiundzwanzigsten August. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass ich buchstäblich gerädert ankam. In der Touraine fielen mir die ausgedehnten Weizenfelder auf, in denen zum Teil kriegsgefangene deutsche Soldaten arbeiteten. Wie weit weg war der Krieg! Einmal während der Fahrt hielt unser Transport neben einem Zug, der mit französischen Truppen besetzt war, die von der Front zurückkehrten. Sie schienen grossenteils betrunken und schimpften herüber, einer schlug in unserem Abteil eine Scheibe ein.

Ueber die in unserem Abteil befindlichen Wachmannschaften konnten wir uns nicht beklagen. Da sass neben mir ein reitender Jäger, mit dem ich ins Gespräch kam. Wir kamen auf die wirtschaftlichen Gründe zu sprechen, die zum Kriege geführt hätten und ich nannte als Triebfeder den Neid Englands, auch erwähnte ich dabei, dass sich die Franzosen viel früher vom Geschäft zurückzögen als dies in Deutschland der Fall sei. Ja sagte er, das alles ist nicht die Ursache sondern erst Folge, und zwar die Folge des für uns unglücklichen Frankfurter Friedens: "Während Deutschlands Kräfte durch den siegreichen Krieg sich vervielfachten, steht Frankreich bis heute unter dem Eindruck jener Niederlage. Die Aenderung des Frankfurter Friedens ist für uns das Hauptziel des Krieges. Und wir haben die Uebermacht. Gewiss haben unsere

Armeen noch nicht die Entscheidung errungen, aber warten Sie ab! Die Zeit arbeitet für uns. Die englische Armee steckt erst noch in ihren Anfängen. In Mazedonien droht Ihnen schwere Gefahr und in einigen Tagen werden Sie die Kriegserklärung Rumäniens erleben. Glauben Sie wirklich, dass Ihr Verbündeter, Oesterreich-Ungarn, aushalten kann?"

Ich: " Ich bin überzeugt, dass wir die Westfront gegen alle Angriffe halten und auch Einbussen auf der Ostfront, wie bei der Brussiloff-Offensive verschmerzen können. Die Kraft der Alliierten wird aber durch ihre Offensiven so geschwächt, dass es ihnen eines Tages unmöglich sein wird, noch einen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Unterdessen aber stehen wir im Feindesland und halten Pfänder in der Hand."

Der Jäger schwieg lange, dann sagte er: " Wir haben genug vom Krieg wie Sie, aber es ist noch nicht Zeit zum Frieden. Wenn aber unsere Zeitungsschreiber da hinten wie wir in dem Dreck der Schützengräben sitzen würden, schrieben sie andere Artikel." Es war die erste kritische Äusserung über die eigene Presse, die ich von einem Franzosen hörte. Bisher hatten die französischen Soldaten, die wir kannten, als Beweis immer bloss die Zeitung angeführt. In Le Mans hatten wir Wagenwechsel. Blutjunge Bürschchen von Soldaten hielten den Bahnhof abgesperrt. Wir mussten aussteigen und in einem anderen Wagen Platz nehmen. "Elsass-Lothringen IV Klasse " stand darauf. Wir hatten Glück, denn in unserem Wagen war wenigstens ein Abort. Uebermüdet, legte ich mich mit einigen Kameraden auf den Fussboden und schlief ein, trotzdem die Wagenstösse die Köpfe an die Wände klopfen liessen.

Am vierten Tag unserer Reise kamen wir nachmittags müde, zerschunden und hungrig in Brest an. Unser Zug hielt

während einiger Stunden auf einem Nebengeleise, dicht bei einer in vollem Betriebe befindlichen Sprengstoffabrik. Endlich fuhr er zum Hafen hinunter und hielt auf einem entlegenen Hafenkai. Einige bewaffnete Handelsdampfer fielen mir sofort ins Auge, die Geschütze waren achtern auf hohen Plattformen aufgestellt. Beträchtliche Stapel von Munition, in Holzkisten verpackt, standen auf dem Kai und wurden von Soldaten in die bereitstehenden Güterwagen verladen. Wir mussten aussteigen, wurden abgezählt und an Bord eines Schleppers gebracht, der aus dem abgemauerten Innenhafen in die weite Bucht hinausfuhr. Wie Zacken einer Krone tauchen auf allen Seiten steile Höhenrücken ins Wasser ein und teilen die grosse Bucht in eine Reihe kleiner Buchten. Warm glänzte die Sonne auf dem Wasserspiegel. Die Felsen waren von der See zernagt, doch auf ihren Rücken wölbten sich sanftgeschwellte grüne Wiesen. Unser Boot pflügte zitternd eine breite Furche durch die glatte Fläche. Wir steuerten auf eine schroff aus dem Wasser ragende Insel zu. Auf ihrem gestrüppbewachsenen Rücken unterscheiden wir alte Festungswerke, die sich scharf gegen den Horizont abheben. Plötzlich stürmt aus ihnen eine Schar Menschen mit Rufen, Hut- und Tücherschwenken heraus und eilt den steilen Hang zur Anlegestelle herunter. Es sind Gefangene von Ile Longue. Wir sind am Ziel.

Wir werden ausgebootet und sehen mit Staunen, dass die Ile Longue Gefangenen ganz braungebrannt aussehen, dass sie ordentlich gekleidet ~~wären~~^{sind}, richtige Hüte, Mützen, ja sogar buntfarbige Klubmützen tragen. Und da ~~stehen~~ wir mit unserer lächerlichen, militarisierten Kleidung, mit der Hanswurstmütze aus alten Lappen auf dem Kopf und empfinden beim Anblick unsere alten Kameraden tiefe Scham über die Zeichen demütigender Erniedrigung, die man uns im Lager Uzès zugemutet hatte. Kaum

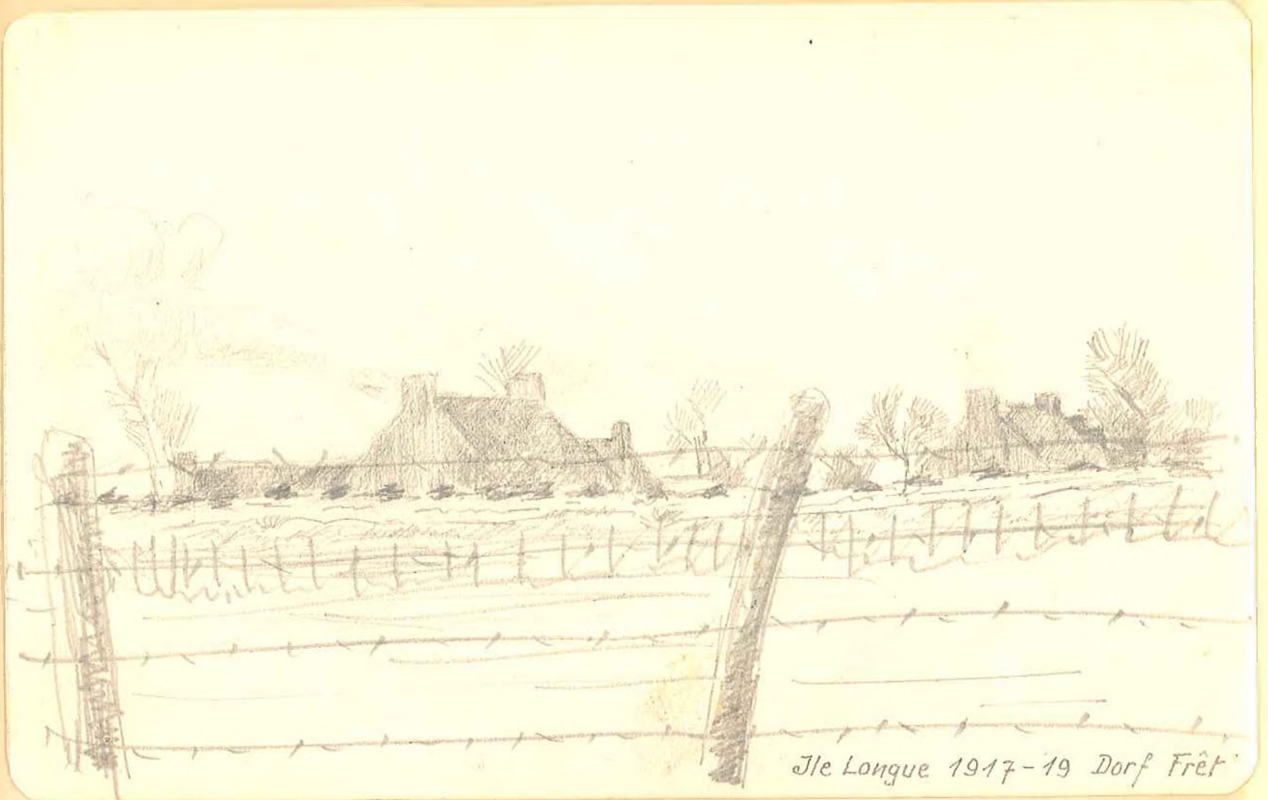


Warten auf Post

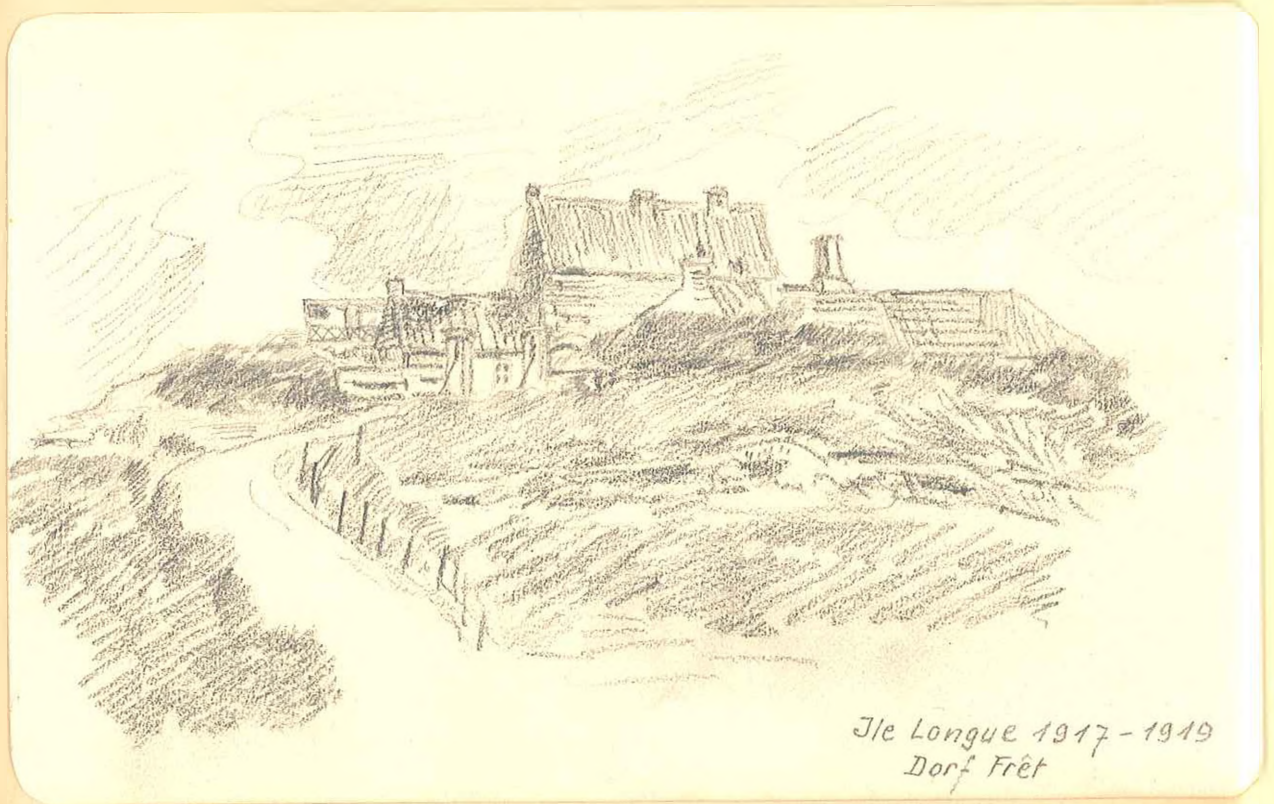


*Unser Garten - dahinter
von uns gebauter Sportplatz*

haben wir festes Land erreicht, da reissen wir rote Streifen, Nummern, PG und Mützen herunter und werfen sie ins Wasser. Unser Gepäck wird ausgeladen und den steilen Weg zur Insel hinaufgeschleppt, wobei uns unsere Kameraden, die uns freudig begrüssen, helfen. Wir durchschreiten einen breiten Drahtverhau, hinter dem sich niedrige Bretterhütten ausdehnen. Primitive Steindämme durchziehen als Gehwege das Lager. In Trupps aufgeteilt geht es durch das Lager, dessen schiefwandige Baracken recht verwittert aussehen. Vierunddreissig Mann stark, werden wir in eine der fünf Meter breiten, zwanzig Meter langen, archenähnlichen Baracken gelegt. An jeder Schmalseite ist eine Türe mit der Barackennummer. Ein bretterbelegter Durchgang trennt die Baracke in zwei Hälften. Rechts und links vom Gang ziehen sich fortlaufende Pritschen durch die Baracke, welche dazu bestimmt waren, als Unterlage für den Strohsack zu dienen. Fünf Luken, welche durch Klappfenster zu verschliessen waren, in jeder Seitenwand, warfen ein spärliches Licht in das Innere. Weder Tisch noch Stuhl war vorhanden. Die Beleuchtung bestand aus einer einzigen Stallaterne, welche Abends mitten in die Baracke gehängt wurde. Wir stellten fest, dass es sich um ein deutsches Fabrikat handelte. Ich hatte grossen Hunger, daher freute es mich als ich von einem alten Ile Longuer, den ich von früher her kannte, eingeladen wurde. Wie aber erstaunte ich als ich ~~in~~ die Baracken der schon lange in Ile Longue Weilenden betrat. Da waren Gefangene von der "Nieuw Amsterdam". Sie hatten die grosse Baracke mit Sackleinwand in kleinerere Räume abgeteilt und diese mit Tapeten ausgeklebt. Tisch und Stühle hatten sie sich verschafft. An den Wänden hingen Bilder, Gardinen am Fenster.



Ile Longue 1917-19 Dorf Frêt



*Ile Longue 1917-1919
Dorf Frêt*

Klapp-und Doppelbetten erlaubten eine günstige Platzausnutzung. Eine Schiebetüre schloss den Eingang. Welch ein Gegensatz zu Uzès, wo man uns alle Sitzgelegenheiten und Tische weggenommen hatte. Nachdem wir befehlsgemäss unsere Strohsäcke umgetauscht hatten, suchten wir vergebens nach einer Waschgelegenheit. Da erfuhren wir, dass Wasser sehr knapp sei. Wir erhielten dann noch eine dünne Wassersuppe verabreicht, machten unser Nachtlager zurecht und legten uns frühzeitig schlafen. Uebermüdet von der langen, anstrengenden Fahrt fiel ich alsbald in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Ile Longue

Wie soll ich den Eindruck beschreiben, als ich innerhalb des Stacheldrahts zum ersten Mal ums Lager ging, ohne dass der Blick nach draussen durch Mauern abgeschlossen war. Wieder einmal Wasser, Feld und Hügel zu sehen, hatte für mich etwas Erschütterndes. Ich vergass die Zeit und schaute über den Zaun hinaus in die Bucht, in die Schiffe ein und ausfahren, in das Grün der benachbarten Felder, an deren Ende die Giebel einiger Bauernhöfe in die Luft ragten. Ich konnte mich in den ersten Tagen nicht sattsehen an der Natur, am Abend, wenn die Wolken von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne durchglüht wurden. Doch dann stieg wieder die Sehnsucht auf nach der Heimat, nach der Welt jenseits des Stacheldrahts. Da flammten bei Einbruch der Nacht drüben weit über der Bucht die Lichter von Brest auf und lockten.



Lagerstrasse Ile Longue-Brest.

Freilich, man war rasch an die neuen Eindrücke gewöhnt und verlangte nach Neuem. Aber da war doch ein gewaltiger Unterschied zwischen unseren früheren Lagern und dem neuen. Da hatten z.B. die Gefangenen mit viel Mühe und Kosten einen Sportplatz gebaut und das war ein Segen für das ganze Lager. Nun konnten wir doch einmal den Körper in frischer Luft tummeln. Der Platz war in der Tat vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Benützung. Nicht weniger als vier Fussballvereine und drei Hockeyvereine, jeder mit zahlreichen Mannschaften, Faustball und Schlagballmannschaften teilten sich in den Platz. Ein Turnverein sorgte für Geräte und Bodenturnen. War ein grosses Spiel angesagt, und es wurden ganz erstklassige Leistungen gezeigt, so war das Sportfeld von Hunderten von Zuschauern umlagert, die den Gang der Spiele lebhaft begleiteten. Der Sportplatz wurde morgens geöffnet und diente den etwa 2000 Zivilgefangenen als Gelände für den Morgenspaziergang. Ich machte selbst jeden Morgen meine Runden, soweit ich nicht mich selbst an einem Morgenspiel beteiligte und mich darauf schon vorbereitete.

Verwundert hörte ich bei einem Gang durch die Baracken eine Frauenstimme singen. Ich stand still und trat näher, da merkte ich dass ein Grammophon in einer Baracke spielte. Also auch das gab es! Da war aber auch noch ein Streichorchster von den Gefangenen zusammengestellt worden, das ganz vorzügliche Konzerte gab. Wir waren ja so hungrig auf alles, was an ~~Kultur~~ ^{Zivilisation} erinnerte. Vor allen Dingen war wohlthuend, dass man uns den Tag über in Ruhe liess. Mit den stündlichen Schikanen wie in Uzès war es endlich aus. Nur zweimal am Tage, morgens und abends fand Appell in der Baracke statt. Dagegen vermehrte sich nun die Zahl

der Arbeitskorveen dadurch, dass alles, was auf die Insel kam, Lebensmittel und sonstiger Bedarf aus dem Dampfboot ausgeladen und auf die Insel heraufgeschleppt werden musste, eine Arbeit, die bei Sturm und Regenwetter sehr beschwerlich war.

Unser Lager unterstand dem Ministerium des Innern. Die Ordnung innerhalb des Lagers wurde daher nicht durch Soldaten oder Gendarmen, sondern durch sogenannte "surveillants" vorgenommen, die wir wegen ihres hohen Alters "Weihnachtsmänner" nannten. Sie trugen eine dunkelblaue Uniform und Mützen, die in rot die Buchstaben M I (Ministère Intérieur) trugen. Sie wollten von uns garnichts und waren zufrieden, wenn man sie selbst in Ruhe liess. Sie machten sich einen hübschen Nebenverdienst mit Tabaktrafik u.a. In kurzer Zeit hatten sie natürlich Spitznamen, wie "Tod von Ypern", "Leiche auf Urlaub", "Mistigel" u.a. Die Bewachung ausserhalb des Lagers erfolgte durch Soldaten, die in geräumigen Baracken ausserhalb des Lagers untergebracht waren. Unsere erste Arbeit war, wie wir es gesehen hatten, in der Baracke einen kleinen Raum abzuteilen, mit Sackleinwand Wände zu ziehen und Bettgestelle zu bauen. Wir nahmen einen vierten Mann in unsere Kochgruppe auf und bekamen so genügend Platz, um zwei kleine Räume abzuteilen. Das eine Abteil richteten wir als Schlafzimmer ein mit zwei Etagenbetten, das andere als "Wohnzimmer". Den gespannten Rupfen überzogen wir mit Tapeten, schmückten das Innere mit Bildern, zimmerten ein Bücherbrett, einen Tisch und liessen uns von einem gefangenen Schreiner bequeme Stühle bauen. Unsere alte, gute Casabiandakiste hingen wir auf. Sie diente als Speiseschrank.

Heimlich sägten wir in der Höhe der Schlafkoje ein Fenster in der Barackenwand aus, wie wir dies bei anderen Baracken gesehen hatten und obgleich dreissig Tage cachot darauf standen. Bald nach unserer Ankunft begann im ganzen Lager ein Sägen, Hämmern, Klopfen, denn jeder von uns wollte die unwohnlichen Baracken wohnlicher gestalten. Eine Ausnahme machten die Türken, Griechen, Polen und Tschechen, die mit dem von den Franzosen Gebotenen fürlieb nahmen. Bald nach unserer Ankunft in Ile Longue wurden die Tschechen aus dem Lager entfernt. Für je drei, später vier Baracken wurde in einer Küche gekocht. Waren die Essensrationen an sich auch kleiner als in Uzès, so war doch vor allem der Hauptbestandteil unserer Nahrung, nämlich die Kartoffeln, gar gekocht. In den ersten Tagen unserer Ankunft erhielten wir reines Weizenbrot. Es schmeckte wie Kuchen, doch wurden wir nicht satt davon, bald jedoch wurde es dunkler mit allerlei Zusätzen gebacken und kam oft durchnässt, zerbröckelt und schimmelig zur Ausgabe. Es bestand immer ein gewisser Mangel an Brot im Lager, denn nur kurze Zeit war ein recht beschränkter Brotverkauf in der Kantine gestattet. Zucker wurde nie geliefert, ihn vermissten wir schmerzlich. Im Winter 1916-17 durften wir durch die Kantine zweimal in der Woche Fleisch und Gemüse bestellen.

In der kahlen Kantinenbaracke konnten wir einige der nötigsten Nahrungsmittel, wenngleich nicht immer, kaufen. Im Ueberfluss gab es jedoch dünnes Bier und schlechten Rotwein. Etliche der Kameraden trösteten sich mit Wein und hatten es schwer zu büssen. Die Preise in der Kantine erhöhten sich stetig. Vom Jahre 1917 ab durften nur noch



Ile Longue

Küche

Kranke Gemüse kaufen, wozu sie einer ärztlichen Erlaubnis bedurften. Die Lage wurde im Jahre 1918 und 1919 besonders dadurch erschwert, dass der Kurs für die deutsche Mark rapid fiel, so dass man nach Ausbruch der Revolution von 1918 in Deutschland für Rm. 100.-- kaum noch frs. 30.-- bekam.

Während wir damit beschäftigt waren, uns in dem neuen Lager einzurichten, setzten uns die politischen Nachrichten schwer in Sorge. Am 28. August¹⁹¹⁶ erfolgte die Kriegserklärung Rumäniens an die Mittelmächte und wenige Tage später rückten die feindlichen Truppen in Siebenbürgen ein. Die Ueberschriften in den französischen Zeitungen überschlugen sich jetzt vor Siegeszuversicht: "Zusammenbruch der Mittelmächte!" war das Thema. Da aber sollte sich das Blatt entscheidend wenden. Die Bulgaren stiessen in die Dobru^{ts}tscha vor, Turtukai, Silistria, endlich im Oktober Constanza fielen in unsere Hände. Doch die Entscheidung kam überraschend von anderer Seite. Bei Hermannstadt schlug die Armee Falkenhayn die Rumänen entscheidend. Dann folgten die schweren Kämpfe um den Besitz der Uebergänge über die Transsilvanischen Alpen. Rasch und tödlich fiel der Schlag beim Vulkanpass und nun drangen wie ein reissender Giessbach die deutschen Truppen bis Targu Jiu vor und in raschem Siegeslauf nach Craiova und durch die Wallachei. Ueberraschend folgte Mackensens Donauübergang und am 6. Dezember 1916 fiel Bucarest in unsere Hände, was in unserem Lager stürmischen Jubel hervorrief. Das neue Jahr sah unsere Truppen nach dem Fall von Braila am Sereth stehen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz rannten unterdessen Monat für Monat Franzosen und Engländer gegen die

an der Somme vergeblich gegen die deutschen Stellungen an. Was schien es dagegen zu bedeuten, dass uns vor Verdun Vaux und Douaumont wieder verloren gingen. Die gegnerischen Teilerfolge schienen uns keine Aenderung der strategischen Lage herbeiführen zu können.

Man wird leicht verstehen, dass die nunmehr schon jahrelange Gefangenschaft und die Aussicht, dass der Krieg noch lange dauern könnte, das Bedürfnis nach Unterhaltung im täglichen Einerlei hervorrief. Da unter den Gefangenen musische Kameraden waren, so wurde bei den Franzosen die Erlaubnis, Theater zu spielen, eingeholt. Im Frühjahr 1917 wurde uns die Erlaubnis dazu gegeben. In einer der leerstehenden sogenannten Adrianbaracken zogen also nun die Musen ein. Es wurde eine Bühne aufgeschlagen, Holz, Pappe, Leinwand, Farben wurden in Brest gekauft. Gespannt wartete man auf die Erstaufführung, die "Alt Heidelberg" auf die Bretter brachte. Der Erfolg war vollkommen. Die Inszenierung war ausgezeichnet und verbesserte sich im Lauf der Zeit zusehends, als verschiedene Künstler bei der Herstellung der Bühnenausstattung in Wettbewerb traten. Sehr schwierig gestaltete sich die Beleuchtungsfrage, da für die Petroleumlampen nie genügend Petroleum zur Verfügung stand. Die Veränderung der Lichtstärke auf der Bühne wurde zum Beispiel dadurch bewirkt, dass ein feinkonstruierter Drahtzug die vor der Bühne in einer Reihe aufgestellten Dochtlampen zu gleicher Zeit herauf-oder herunterschrauben konnte. Die von Fachleuten und talentierten Laien hergestellten Bühnenmöbel wirkten täuschend elegant. Statt teurer Stoffüberzüge diente bemalter Rupfen und schaute täuschend echt aus.

Anfangs glaubte man, dass unser Theater mangels weiblicher Schauspieler einen baldigen Schiffbruch erleiden müsse. Doch bald sollten wir erfahren, dass unsere Besorgnis

umsonst gewesen war. Im Laufe der Zeit wurden Damenrollen von besonders befähigten Kameraden so täuschend wiedergegeben, dass Stücke, in welchen an eine Schauspielerin grosse Ansprüche gestellt wurden, nicht mehr zu scheuen waren. Schminke und Perücken hatten wir aus der Heimat erhalten und die Schneider des Lagers konnten allen Ansprüchen gerecht werden. Unsere Spieler aber fanden im Lager nicht weniger Bewunderung, als sie der Heldendarsteller, der Liebhaber, die Naive zu Hause finden. Ja sie selbst waren auf ihre Rollen stolz, bald waren sie auch eifersüchtig auf Rollen und bald gaben sie auch bösen Zungen im Lager reichen Stoff zum Klatsch. Aus der Reihe der gespielten Stücke führe ich an: " Die versunkene Glocke, Ehre, Heimat, der Biberpelz, Moral, Traumulus, Taifun, erster Klasse, der Geburtstag " . Die Vorstellungen begannen nachmittags um 16 1/2 und waren bis zum Abendappell zu Ende. Die Eintrittskosten betragen ffrs. 1.-- und 60 cents pro Person, was in Anbetracht der hohen Auslagen für Material sehr billig war. Wie viel Anregung und Gesprächsstoff gab uns unser Theater. Wie freuten wir uns auf jedes neue Stück. Darsteller und Stück wurden eingehender Kritik unterzogen. Wie in einem schönen Traum wickelte sich das Geschehen auf der Bühne ab. Eine neue Welt tat sich vor uns auf, die jäh zu Ende war, wenn wir bei Einbruch der Dämmerung in die lichtlosen dumpfen Baracken zurückpendelten und uns auf die dünnen zerquetschten Ströhsäcke fallen liessen.

Zur gleichen Zeit, als das Theater eröffnet wurde, erhielten wir auch die Erlaubnis zum Druck einer Lagerzeitung, die vor ihrer Ausgabe vom französischen Dolmetscher zensiert werden musste. Sie wurde auf Eiweisspapier von Hand geschrie-

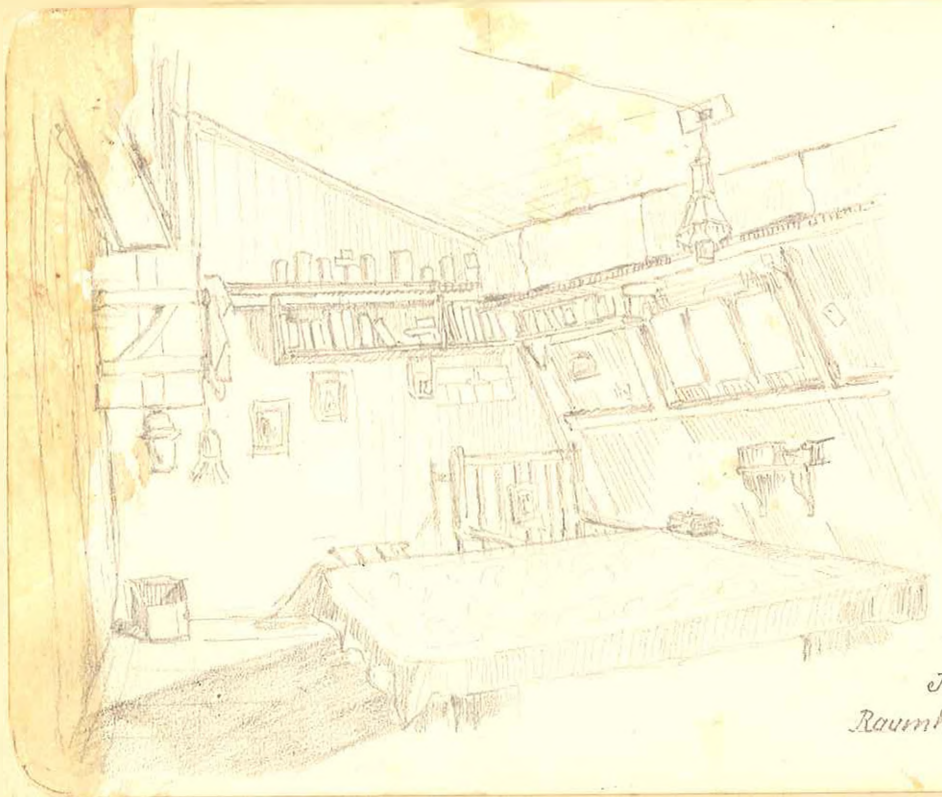
und im Steindruckverfahren vervielfältigt. Jeweils am Samstag erschien sie. Ihr Inhalt berührte alle Gebiete, ausgenommen politische. In erster Linie war natürlich dem Lagerleben ihr Inhalt gewidmet. ~~Ihrer Inhalt~~ Sie berichtete über Theater, Sport, Turnen, Gartenbau, der in wenigen Quadratmetern Erde zwischen den Baracken getrieben wurde, über Bücher. Eine Wochenchronik mit humoristisch-satyrischem Inhalt vervollständigte die Zeitung. Da es Kameraden gab, welchen der Humor verlorengegangen war, so gab es wegen der Chronik Krach, der bis in Tötlichkeiten ausartete. Wir waren ganz froh an unserer "Inselwoche", bis sie nach fünfzehnmonatigem Bestehen ihr Erscheinen einstellte. Sie hatte sich, wie alles in so langer Zeit, überlebt. Da aber erblickte ein neues Organ "Die Kehrseite" das Tageslicht auf der Insel. Wie die Schriftleitung in der ersten Nummer ausführte, sollten nur "originelle Ideen" Aufnahme in diesem Intelligenzblatt finden. So originell aber waren diese Ideen, dass sie von den Lesern gar nicht verstanden wurden. Auch ich bestellte die Zeitung aus Gesundheitsrücksichten ab und bald starb sie einen schmerzlosen, von wenigen beweinten Tod. Nach der Revolution erschien ein "Volksstimme" im Lager, die über die harten Friedensbedingungen der Entente berichtete und die wegen Papiermangels bald einging.

Wieder dehnten sich die Monate der Gefangenschaft auf Ile Longue zu Jahren. Während des Sommers 1917 wurde das Essen ungeniessbar. Täglich gabe es Suppe aus muffigen Bohnen und Reis voller Würmer und Käfer. Viele der Kameraden litten an Magen- und Darmkrankheiten. Ein Segen waren die Holzkohlenöfen, auf denen wir uns wenigstens selbst etwas kochen konnten.

Was uns immer wieder aufrichtete, uns immer wieder Mut und neues Hoffen schenkte, war der Gedanke an unsere Tapferen an den Fronten. Auch im dritten Kriegsjahr hielt die Westfront gegen die furchtbaren Angriffe der Alliierten. Erleichtert atmeten wir auf, als am Ende des Jahres 1917 der Widerstand der Russen gebrochen war und auch die von Italien drohende Gefahr durch unser Vorstossen bis zur Piave beseitigt war. Was uns allen grosse Sorge bereitete, waren die Berichte der französischen Zeitungen über die Ernährungsschwierigkeiten in Deutschland sowie der häufige Wechsel in der Leitung des Reiches. Es schien uns unmöglich, dass der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg den Ausfall der Russen wettmachen könne. Im Dezember 1917 konnten wir im Brester Hafen eine überaus rege Tätigkeit feststellen. Transporte amerikanischer Truppen trafen ein und folgten sich mit erschreckender Regelmässigkeit. Wie wir hörten, war Brest eine der amerikanisshen Festlandsbasen in Europa. Alle acht Tage kam ein ungeheurer Schiffszug in der Bucht von Brest an. Es schnürte uns das Herz zusammen, wenn wir sehen mussten, wie die von den Amerikanern beschlagnahmten, schönen deutschen Schiffe, grau übermalt, mit fremden Truppen vollgestopft, in die Brester Bucht einführen. Abgeschnitten durch den Stacheldraht mussten wir zusehen, wie zehntausende von Feinden, mit schmetternder Musik empfangen, deren Klänge der Nachtwind leise nach unserer Insel herüberwehte, an Land gesetzt wurden, um gegen unsere Brüder zu kämpfen.

In tödlicher Starre ging der Winter vorüber. Wir sassen ohnmächtig hinter den Kulissen des Welttheaters, auf dessen Bühne sich der letzte blutige Akt des Dramas

abspielen sollte. In den Baracken fehlte es an Licht, an Heizung. Stumpf und apathisch lagen wir auf den Strohsäcken, ein Buch in der Hand, über das hinwegder Blick immerwieder ins Leere ausschweifte. Wurde die Kälte unerträglich, so eilten wir auf den Sportplatz und umkreisten ihn im Gesschwindschritt, um warme Füße zu bekommen. Aber auch darauf mussten viele Gefangene verzichten, weil sie keinordentliches Schuhzeug mehr besaßen.



*Die Longue 1917-1919
Raumkunst in der Baracke*



Kameraden 1914-1919 Fitje und Hahn

Tagebuch aus Ile Longue

Montag, 21. Mai 1917. Ich will wieder ein Tagebuch führen. Ich will es tun um eine Erinnerung zu haben an eine für mein Vaterland entscheidende Zeit, eine Rechtfertigung für mich selber der ich untätig in französischer Gefangenschaft hinter Stacheldraht schmachten muss. Immer sind unsere Gedanken bei den tapferen Truppen draussen im Feld. Unsere eigene Schmach wollen wir geduldig ertragen, wenn nur unser Heer siegt. Allerlei Menschen gibt es in unserem Lager. Es gibt Schwächlinge und starke Menschen. Charaktere werden nicht improvisiert. Sie zeigen sich da, wo Ernst, Pflichtgefühl und hartes Ringen ist.

Seit drei Wochen haben wir den schönsten Sonnenschein. Gegen das Dorf zu prangen die Wiesen in saftigem Grün, die Bäume schlagen aus. Auf der anderen Seite des Lagers, jenseits des Stacheldrahts, blüht der Ginster in sattem Gelb. Auf der Brester Seite liegt der Höhenrücken wie ein Riegel vor der Brester Bucht. Abends steht die Sonne wie eine blutrote Scheibe auf ihm und wirft einen zarten Rosaschimmer auf das Wasser. Langsam versinkt sie hinter der Höhe und lässt den roten Widerschein in dem zerrissenen Wolkenscheiter des Himmels spielen. Die Röte verliert sich allmählich und wandelt sich in ein sattes Gelb, das sich auch im Wasser widerspiegelt. Dann legt sich die Dämmerung über Berge und Hügel. Als dunkle, unförmige Massen ragen sie aus dem Meeresspiegel.

Dienstag, 22. Mai 1917. Strömender Regen trommelt auf die Barackendächer und lässt mich lange nicht einschlafen. Das Essen ist miserabel. Die Franzosen verabreichen uns muffige Bohnen und Reis voller Würmer, so dass einem der Appetit vollends ganz vergeht. Heute gibt es keine Zeitung, weil Dienstags und Freitags das Fährboot wegen Kohlenmangels nicht zur Insel fährt. Abends kommt ein scharfer Wind auf, der mich vor Kälte zusammenschauern lässt.

Mittwoch, 23 Mai 1917. Nach einer Nacht mit rauschendem Regen zieht ein sonniger Tag herauf. Der Wind nimmt gegen Mittag zu und bringt dicke Regenwolken herbei, die den Himmel mit trostlosem Grau überziehen.

Die französische Zeitung berichtet über die glücklich Rückkehr des Marschalls Joffre aus den Vereinigten Staaten.

Donnerstag 24. Mai 1917. 958. Tag.

Die Gefangenen haben alle die spärlichen freien Plätzchen im Lager bepflanzt. Es handelt sich immer nur um einige Quadratmeter, aber wie viel Liebe und Sorgfalt wird auf sie verwendet. Es wurden Radieschen, Erbsen, Kartoffel, Gurken gesät bzw. gesetzt. Der Volksmund spricht schon von Rittergütern.

Samstag, 26. Mai 1917. 960. Tag.

Die warme Mainacht liess mich nicht schlafen. Ein fast sommerlich schwüler Tag zog herauf. Die Frühbeete spenden schon Radieschen. Etwa neunzig neue Gefangene treffen ein, die auf die leeren Baracken verteilt werden. Für drei francs kaufe ich mir im Hilfsverein ein Paar Segeltuchschuhe.

Pfingstmontag, 28. Mai 1917. 962. Tag.

Der Lagerdirektor gibt bekannt, dass keine Pakete mehr mit Lebensmitteln und Tabak an die Gefangenen ausgegeben werden, weil Deutschland auch keine solchen mehr zulasse. (Wie wir aus durchgeschmuggelten deutschen Zeitungen erfahren hatten, sollen französische Gefangene in Deutschland Anweisungen in Paketen zum Zerstören der deutschen Ernte erhalten haben.)

Mittwoch, 30. Mai 1917. 964. Tag

Das Wetter ist kalt und unfreundlich. Ich habe die Nacht unruhig geschlafen und fühle mich unendlich müde.

Gegen Mittag fahren fünf Torpedoboote in den Hafen, denen vier anscheinend nicht beladene Dampfer folgen.

Im Lager herrscht grosse Aufregung wegen einer Zeitungsnotiz über Gefangenenaustausch. Danach soll Mann gegen Mann ausgetauscht werden. Überall keimt wieder Hoffnung.

Freitag, 1. Juni 1917. 966. Tag.

Draussen in der Bucht liegt ein als U-Bootsfalle verkleidetes Torpedoboot. Es ist jedoch so plump getarnt, dass es sogar uns auf den ersten Blick auffällt.

Samstag, 2. Juni 1917. 967. Tag

Bohnen und Reis aus der Franzosenküche sind muffig und voller Würmer. Wir kochen daher auf unserem Öfchen und machen mal wieder Pfannkuchen mit Salat.

Sonntag, 3. Juni 1917. 968. Tag.

Leuchtend zehrt die Sonne herauf und giesst ihre Strahlen über das Land. Sie leuchtet in unser armes, gefangenes Herz hinein und gibt uns Trost. Jenseits des Stacheldrahts stehen die Wiesen in/saftigem Grün. In dunkelblauem Glanz leuchten die Gewässer der Brester Bucht im braunen Kranz der Felsen. Deutlich kann man auf ihrem Rücken die grünen Rasenflächen erkennen. Weit in der Ferne drehen sich die Flügel einer Windmühle munter im säuselnden Winde.

Abends sassen wir im Kreis vor der Baracke im Sonnenschein und sprachen von der Heimat.

Montag, 4. Juni 1917. 969. Tag

Warmer Sommertag. Wohl der bisher schönste des Jahres. Die Luft ist ganz still. Heiss brennt die Sonne herab. Mittags lege ich mich in das Spärliche Gras auf den Rücken und sehe nichts als blauen Himmel, blaues Wasser und am Himmelsrand kleine, liebe weisse Wölkchen. Ganz ruhig wird es in mir. Vergessen ist all das Schwere, das mich sonst bedrückt.

Zwischen dem Gras gackert und hastet das junge Hühner - volk, die Nachkommen jenes ersten Inselgeschlechts, das in der Brutkiste mit der Petroleumlampe aus frischen Eiern grossgezogen wurde.

Leutend geht am späten Abend die Sonne zur Ruhe und lässt abschiednehmend noch langeihren Blutroten Widerschein auf den Wassern der Bucht zurück.

Prächtiges warmes Sommerwetter. Ich gehe in Hemd und Kniehose. Die von der Franzosenküche verabreichten Bohnen sind voller Würmer. Es herrscht grosse Erbitterung unter den Gefangenen. Beschwerd man sich beim Kommandanten, so heisst es: " Es ist kein Proviant da" oder " Bei Ihnen bekommen unsere Gefangenen auch nichts Besseres."

Der Warme Sommerabend hält noch alle Gefangenen ausserhalb der Baracken. Der rotgelbe Mond hängt wie eine Papierlaterne am dunklen Abendhimmel.

Donnerstag, 7. Juni 1917. 972. Tag.

Es herrscht grosser Wassermangel im Lager. Morgens ist innerhalb einer halben Stunde das ganze Wasser in den Behältern verbraucht. So können sich viele Gefangene kaum waschen. Wir lassenschon abends das Wasser in Eimern an der Pumpe holen, damit wir moregns nicht in Verlegenheit sind. Nachdem Aufstehen mache ich einen Spaziergang dem Drahtzaun entlang ums Lager. Zwischen dem Verhau wuchern üppig Gras, Farrenkraut, Ginster und Dotterblümchen. Ein würziger Duft steht in der Luft.

Der kleine Kreuzer mit den zwei Schornsteinen, der einige Tage in der Bucht lag, ist heute nicht mehr zu sehen.

Die französische Kammer hat über die Kriegsziele abgestimmt. Mit überwiegender Mehrheit, nurgegen die Stimmen der Sozialisten verlangt sie die Abtreteung von Elsass-Lothringen. Entschädigung für die im Lande verursachten Verheerungen, Beschneidung der deutschen Wehrmacht. Frankreich lässt die Katze aus dem Sack!

Das schöne Wetter lockt uns aus den Baracken heraus und das ist gutb so. Bald wird wieder Regen kommen, dann müssen wir Tag für Tag in den fisnetern Unterkünften sitzen.

Freitag, 8. Juni 1917 973. Tag.

Während der Nacht haben mich die Flöhe geplagt. Die Brester Dépêche berichtet, dass die Engländer Wytschaete und Messines genommen und 5 000 Gefangene gemacht haben. Die italienische Kammer besshliesst das Protektorat Italiens über Albanien.

Samstag, 9. Juni 1917. 974. Tag.

Gestern habe ich alle meine Schlafdecken mit Insektenpulver eingestreut. Daraufhin habe ich heute Nacht gut geschlafen. Beim letzten Fussballspiel habe ich einen schweren Schlag aufs Schienbein abgekriegt und muss nun zu meinem Leidwesen mit Sportaussetzen.

Mittwoch, 13. Juni 1917. 978. Tag.

Schönes Wetter, jedoch viel Wind. Unsere schadhafte Barackendächer werden neu geteert. Butter und Gemüse dürfen von jetzt an nicht mehr an uns verkauft werden.

König Konstantin dankte zu Gunsten seines Sohnes Alexander ab. Die Alliierten rücken in Thessalien ein. Die Italiener gehen gegen Prevesa vor. Nun hat es die Entente in Griechenland doch so weit gebracht. In Russland wurde Brussiloff zum Oberkommandierenden der Armee ernannt.

Donnerstag, 14. Juni 1917. 979. Tag.

Gestern sind 75 Tonnen Kohle für das Lager angekommen. Alle Gefangenen müssen ausladen helfen.

Freitag, 15. Juni 1917. 980. Tag

Ein heisser Tag. Das Madrider ABC kommt ins Lager. Danach haben die Deutschen im Monat April 1 091 000 Tonnen Handelsschiffe versenkt.

Montag, 18. Juni 1917, 983. Tag.

Als Rēpressalie werden jetzt keine Pakete aus der Heimat mehr den Gefangenen ausgeliefert. Ich las heute Carlyle's Friedrich der Grosse zu Ende.

Dienstag, 19. Juni 1917. 984. Tag.

Der "Berner Bund" wird regelmässig ins Lager geschmuggelt. Er bringt ganz vorzügliche Artikel von Stegemann.

Mittwoch, 20. Juni 1917. 985. Tag.

Die Flöhe liessen mich nachts nicht schlafen. Der Morgen ist kühl, windig und regnerisch.



28. 6. 1917.

In Gefangenschaft H.F.

Freitag, 22. Juni 1917. 987. Tag.

Ich gebe mich beim Hockey - und Fussballspiel immer zu viel, aus, so dass ich infolge der ungenügenden Kost nachher ganz erschöpft bin.

Sonntag, 24. Juni 1917. 989. Tag.

Das Gefangenenlos ist schrecklich. Wie glücklich sind die, die draussen im Feld stehen können. Unser kleines Lager-orchester gibt abends ein Konzert, das mich tief bewegt:

Cuvertüre zu Egmont	van Beethoven
Klavier-Trio (C-moll)	van Beethoven
Requiem (3 Celli und Klavier)	Popper
Suite aus der Arlesienne	Bizet
	No.2

Montag, 25. Juni 1917. 990. Tag.

Die Abendzeitung berichtet, dass die Sovjets die Duma aufgelöst haben. Die Versuche der russischen Regierung, im Heere wieder Ordnung zu schaffen und eine neue Offensive vorzubereiten, scheinen bei der Soldaten- und Arbeiterpartei heftigen Widerstand zu finden. Ich nehme an, dass damit auch die Stellung des derzeitigen Kriegsministers Kerensky und des Generals Brusiloff erschüttert wird. Uns kann es nur recht sein, wenn es im russischen Revolutionskessel brodelt.

Mittwoch, 27. Juni 1917. 992. Tag.

Abends wurde im Lagertheater die "Versunkene Glocke" von Gerhard Hauptmann gegeben. Spiel und Ausstattung war über alles Lob erhaben.

Freitag, 29. Juni 1917. 994. Tag.

Grauer Himmel. Kalt braust der Wind und treibt uns in die Baracken. Ich fühle eine entsetzliche Leere und Langweile in mir. Unzählige Male nehme ich ein Buch zur Hand und lege es wieder weg. Das Zeitungspapier ist für sanitäre Zwecke gerade noch gut genug. Gestern drang das Gerücht in das Lager, dass vor Brest der französische Kreuzer "Kleber" versenkt worden sei.

Samstag, 30. Juni 1917. 995. Tag.

Winterlich kaltes Wetter mit stürmischem Wind. In der Mittagszeitung fanden wir das Gerücht vom Untergang des "Kleber" bestätigt. König Konstantin von Griechenland soll sich jetzt in der Schweiz befinden. Nun ist Venizelos am Ruder und hat die diplomatischen Beziehungen zu den Mittelmächten abgebrochen.

Sonntag, 1. Juli 1917. 996. Tag.

Die Zeitungen machen grosses Geschrei von der Landung amerikanischer Truppen in Bordeaux. Das soll nun wohl den französischen "élan" wieder aufbügeln.

Wir machen uns oft Sorgen wegen der Lebensmittelknappheit in Deutschland. Auch bei uns im Lager wird das Essen immer knapper, so dass sich viele GEFangene zur Landarbeit melden.

Montag, 2. Juli 1917. 997. Tag.

Das reine Winterwetter! Grauer Himmel und kalter Wind! In der Bucht liegt heute ein grosser Dampfer mit zwei Schornsteinen von etwa 16 000 Tonnen, ausserdem ein grosser Kreuzer mit 4 Schornsteinen. Die Russen sollen in Galizien auf einer Front von 30 km angegriffen haben. Hoffentlich rennen sie sich dabei vollends die Schädel ein.

Mittwoch, 4. Juli 1917. 999. Tag.

Der Angriff der russischen Armeen steht seit zwei Tagen im Vordergrund des Interesses. Nach anfänglichem Geländegewinn scheinen die Angriffe abgeschlagen worden zu sein. Abends ist Mondfinsternis.

Donnerstag, 5. Juli 1917. 1000 Tag.

Schönes warmes Wetter. Eine Schweizer Kommission besucht das Lager. Die Herren benehmen sich recht sonderbar. Sie sind unfreundlich und betragen sich anmassend.

Die russische Offensive scheint gestoppt zu sein.

Samstag, 7. Juli 1917.

Schwere Gewitterwolken ziehen am Himmel herauf. Der scharfe Westwind kühlt die Temperatur erheblich ab. Blitze

wechseln mit Regenschauern, ohne dass es zu einer richtigen Gewitterentladung kommt.

Dienstag, 10. Juli 1917. 1005 Tag.

Heisser Sommertag. Zum ersten Mal seit unserer Anwesenheit auf der Insel dürfen wir im Meer baden. Ich mache mich fertig. Als ich aber die Franzosen bei den Gefangenen herunschnauzen hörte und wir unendlich lange warten mussten, bis je 100 Mann zum Meere hinuntergehen durften, ergriff mich die Wut, so dass ich auf das Bad verzichtete.

Die grosse Langeweile hat mich zur Zeit gepackt. Ich bin in einem förmlichen Zersetzungs Zustand, gleichgültig, unfähig zu gesammelter Arbeit.

Sonntag, 15. Juli 1917. 1010. Tag.

Die Abendzeitung berichtet über die Entlassung von Bethmann-Hollweg. An seine Stelle tritt Michaelis, der uns allen nicht bekannt ist.

Montag, 16. Juli 1917, 1011. Tag.

Heftiger Wind und Regen. Morgens fahren zwei Transporter von Torpedobooten begleitet, in den Hafen. Beim Abendspaziergang unterhalten wir uns lebhaft mit zwei Spaniendeutschen über die innere deutsche Politik. Es scheint, dass der Rücktritt des Kriegsministers von Stein, derbmit Hindenburg und Ludendorff die Auffassung vertitt, im jetzigen Zeitpunkt mit dem Schwert, nicht mit Worten zu kämpfen, den Rücktritt des Reichkanzlers verursacht hat. Man muss danach in dem neuen Reichskanzler einen Vertreter des deutschen Friedens sehen. Im GEGENSATZ dazu schein ein Teil (Mehrheit?) des Reichstags über eine Resolution betreffend Kriegsziele abstimmen zu wollen, als ob dadurch der Krieg abgekürzt werden könnte!

Mittwoch, 18. Juli 1917. 1013. Tag.

Grauer, trüber, regnerischer Tag. Wie ein düsterer Schleier legt er sich auf Geist und Seele und droht mich zu ersticken.

Der Trompete Klänge sind verhallet
 Die zum Schlafen riefen.
 Nächtlich schwarzer Nebel wallet
 Aus des Meers Tiefen.

Einsam eine Menschenseele irret
 Auf des Lagers Wegen,
 Wo der Stacheldraht sich wirret
 Höhnt es ihr entgegen.

Dunkelheit, die ihren Schmerz verhüllet
 Ihre Qual hinieden,
 Helft! Auf dass ihr Wunsch erfüllet,
 Dass sie finde Frieden.

Freitag, 22. Juli 1917. 1015 Tag.

Heute erhielt ich meine Heimatpaketchen ausgeliefert. Leider war eines durch das lange Liegen verdorben. Der neue Kanzler hat mit grosser Schärfe gesprochen. Neue Kriegskredite wurden gegen die 17 Stimmen der Liebknechtgruppe bewilligt.

Die Entwicklung in Russland ist nicht vorauszusehen, sie scheint aber eher einer Auflösung als einer Festigung entgegenzugehen-

Mittwoch, 25. Juli 1917. 1020. Tag.

Der bewölkte Tag endigt mit einem schönen Abend. Es wird am Abend bekannt, dass die russischen Heere auf einer Frontbreite von 250 km zurückgehen. Die Deutschen haben den Sereth überschritten. Abends läuft eine ganze Flotille von kleinen Fahrzeugen in die Bucht ein.

Samstag, 28. Juli 1917. 1023. Tag.

Die Franzosen liefern den Gefangenen keinen Kaffee mehr. Der deutsche Hilfsverein im Lager hat es daher übernommen, in der Zwischenzeit Tee zu liefern. Zucker oder Zückerersatz haben wir seit Jahr und Tag nicht mehr erhalten.

Donnerstag, 2. August 1917. 1028. Tag.

Der dritte Jahrestag der Kriegserklärung Deutschlands an Russland. Drei volle Jahre! Und noch immer stehen wir inmitten blutiger Kämpfe und nirgends sehen wir ein Erlahmen der Kräfte. Ob die Erlösung vom Osten dämmert? Wer kann es sagen? Alles, was ich in mir trage, ist der Glaube an Deutschland und die Hoffnung auf den Zusammenbruch Russlands.

Freitag, 3. August 1917. 1029. Tag.

Heftiger Wind. Jetzt, wo auf allen Fronten wieder heftig gekämpft wird, wird unsere Tageseinteilung wieder durch das Eintreffen der Zeitung bestimmt.

Montag, 6. August 1917. 1032. Tag.

Wenn es morgens hell geworden ist und das Licht durch die kleine Luke in unsere Koje dringt, erwache ich an dem vorsichtigen Schleichen, mit dem mein Kamerad Fritz als Erster aufsteht, sich von dem oberen Stockwerksbett herabhisst und zum Wasserhahn eilt, während in dem unteren Bett Fitje noch in tiefem Schlaf liegt. Ich drehe mich noch einpaar Mal im Bett herum, höre, wie Fritz den Wascheimer unter das Bett stellt und sich sacht anzieht. Er geht dann in unser Wohnabteil um zu lesen. Kurze Zeit danach ertönt die Trompete zum Wecken. Es ist 6 1/2 Uhr. Die abgehackten Töne des Wecksignals wirken auf mich wie die Püffe einer harten, knochigen Faust. Ich schlage die Augen auf, sehe Fitje noch schlafen und stehe auf.

Erst sehe ich nach, ob im warmen Bett, im Hemd oder zwischen den Decken noch irgend ein Flohsitzt, der sein quälendes Nachtvergnügen noch nicht ganz ausgekostet hat, dann breite ich ein Stück Sackleinwand am Boden aus, stelle meine Waschschale zurecht, deren Inhalt am Abend zuvor an der Pumpe geholt wurde und beginne mich zu waschen. Etwas Seife habe ich noch im Vorrat liegen. Man weiss nicht, wie lange es noch solche in der Kantine gibt. Ich wasche und schrubbe mich von oben bis unten, frottiere mich tüchtig, trockne das Gesicht mit einem Leinenhandtuch nach und ziehe mich rasch an. Währenddessen ist Fitjeaufgestanden, hat seinen Mantel übergeworfen und eilt zur Waschbaracke, denn bis zum Appell um 7 Uhr wird das Wasser abgestellt. Schon ist der Mann vom Stubendienst beschäftigt, den in der Küche geholten Kaffee einzuschenken. Ich trinke ihn meist zusammen mit meinem Kameraden Fritz. Ein Stück Brot wird dazu gegessen, entweder trocken oder mit einem von zu Haus erhaltenen Belag oder solchem aus der Kantine. In letzter Zeit konnten wir ab und zu Speck kaufen. Wir lassen ihn aus und geben ein Drittel oder bis zur Hälfte Palmutter zu. Das schmeckt nicht schlecht. Allerdings wäre uns Eingemachtes lieber.

Das aber hat einen Haken, denn Früchte und Gemüse dürfen im Lager nicht verkauft werden. Um 7 Uhr ist Appell. Der alte Wächter, von den Gefangenen Weihnachtsmann genannt, geht durch die Baracke und zählt ab. Die Wächter haben je nach Aussehen von den Gefangenen Spitznamen erhalten, wie "Tod von Ypern", "Kohlenfitz" "Vogelfänger" "Leiche auf Urlaub" und dergleichen.

Falls es nicht regnet, gehe ich am Drahtzaun entlang oder beginne zu lesen. Von neun Uhr ab darf man sich auf dem von uns gebauten Sportplatz tummeln. Ich selbst bin ein eifriger Fussball- und Hockeyspieler. Gegen 10 Uhr wartet alles auf die Zeitung aus Brest, ganz besonders, wenn sie die kriegerischen Ereignisse überstürzen.

Um 10 1/2 Uhr ist Mittagessen. Ein Essen, das allmählich jedem von uns zum Hals herauswächst. Schon mengenmässig ganz ungenügend. Ausser Kartoffel gibt es kein grünes Gemüse. Kein Mehl, um eine Tunke zu bereiten. Nach dem Essen holen wir heisses Wasser aus der Küche und brauen aus unseren eigenen bescheidenen Vorräten einen Kaffee. Dazu wird ein Stück Brot gegessen, dann eine Zigarette gedreht und geraucht. Den Mittag verbringe ich mit Lesen oder im Freien.

Da uns das Essen so schlecht bekommt, haben wir drei Kameraden uns einen Holzkohlenofen angeschafft, der im Lager angefertigt wurde. Abends kochen wir uns jetzt selbst. Meist essen wir um 4 1/2 Uhr zu Abend. Wir warten dann auf die um 18 1/2 Uhr erscheinende Zeitung, die uns aber am Dienstag und Donnerstag nicht gebracht wird, weil das Fährboot wegen Kohlenmangel ausfällt.

Um 20 1/2 Uhr ist wieder Appell. Eine Stunde später wird zum Schlafen geblasen. In der Zwischenzeit gehe ich mit Fritz spazieren. Unsere Gespräche drehen sich immer um die Heimat und die Frage des Durchhaltens. Mit der Angst vor Flohbissen kriechen wir um 21 1/2 Uhr zu Bett.

Samstag, 11. August 1917. 1037. Tag.

Wenn wir nur Kartoffel bekommen könnten. Ich vermisse so sehr Zucker oder Marmelade.

Montag, 13. August 1917. 1043. Tag.

Trübes veränderliches Wetter. Zum Abendessen gibt es Linsensuppe: 8 Pfund Linsen auf neunzig Mann.

Freitag, 17. August 1917. 1043. Tag.

Wind. Die Franzosen schießen von einem grossen Schlepper aus auf Scheiben, die U-Bootstürme darstellen. Es knallt den ganzen Tag über.

Montag, 20. August 1917. 1046. Tag.

Am Morgen hüllt ein fast undurchdringlicher Nebel das ganze Lager ein. Er verschwindet gegen Mittag und macht schönem, warmem Wetter Platz. Am Abend läuft eine grosse Flotte von kleinen Fahrzeugen in den Hafen ein.

Am Anschlagbrett des Lagers steht ein Aufruf zur Bildung einer polnischen Legion in Frankreich. Da unsere Ernährung unter das erträgliche Minimum gesunken ist, wollen sich in den nächsten Tagen wieder 100 Gefangene zur Landarbeit melden.

Wenn es jetzt abends zum Appell bläst ist es schon ziemlich dunkel. Wir denken schon mit Unbehagen an die kommenden Wintermonate.

Freitag, 24. August 1917. 1050. Tag.

Während der Nacht weckte mich das Brausen des Sturms einige Male. Er blästa aus der Biskaya. Die Baracken ächzen und zittern. Immer aufs Neue holt der finstere Geselle zu gewaltigem Hieb aus. Er rüttelt an den leichten Dächern, als ob das wilde Herr über unsere Köpfe dahinstürme.

In den Pausen hört man das Ticken des Holzwurms. Er arbeitet unermüdlich, auch in uns. Nicht nur das Holz wird alt, morsch und faul, auch unser Inneres wird durch die endlose Zeit zernagt.

Samstag, 25. August 1917. 1051 Tag.

Vor dem Wecken stehe ich auf. Der Sturm hat ausgetobt. Der Himmel ist mit einer dicken, grauschwarzen Wolkenwand bedeckt. Vor ihr hebt sich deutlich der weiss-graue Dampf der vor Bresz liegenden Schiffe ab. Gegen Osten hin zerreisst ein scharfer Wolkenriss den dicken Vorhang. Seine Ränder färben sich hell und heller in silbrigem Weiss. Ein zarter Rosaton mischt sich dazu. Schon aber wieder legen sich weisse Wolkenfetzen vor das Sonnentor und lassen eine trübe Morgenstimmung aufkommen. Stärker bläst der Wind. Rasch zerreisst das graue Himmelsgewölbe in tausend Stücke, die in Bewegung geraten und den zartblauen Himmel hervorschauen

lassen. Nur im Osten liegt noch eine schwere Wolkenbank. Die Sonne arbeitet mit Macht. Sie sprengt die schwere Masse in gewaltige Stücke, die ihr immer wieder den Weg versperren wollen. Nur einen Augenblick dringen Strahlen aus den tiefen Schächten heraus, dann legen sich neue Wolkenblöcke davor. Jetzt tauchen vom Westen her neue graue Wolken herauf, ziehen rasch über das Himmelsgewölbe und schliessensich vor der Sonne zu einer neuen dicken Wand zusammen. Immer neue Scharen von Wolken kommen in Eile herangezogen, sammeln sich, verstärken die Wand, die finster drohend immer höher wächst und bald das ganze Gewölbe überspannt. Nun fegt der Südwestwind über Dorf, Felder und Platz in die Baracken herein, nass prasselt es auf die Dächer nieder, das Rauschen schwillt an: Sturm und Regen feiern Hochzeit auf Europas entlegener Felseninsel.

Heute wurde der Direktion des Lagers von uns eine Beschwerde unterbreitet:

1. Vollständig unzureichende Ernährung, durch die der grösste Teil der Internierten, namentlich die weniger Bemittelten, gezwungen sind, Hunger zu leiden.

2. Nach Aussage der Direktion wird es voraussichtlich in den kommenden Wintermonaten vollständig an Beleuchtungsmitteln fehlen, so dass wir gezwungen sind, während dieser Monate abends im Dunkeln zu sitzen.

3. Die Baracken könne nach Aussage der Direktion nicht ausgebessert werden, weil es an Dachpappe und Teer fehlt, so dass es in den regnerischen Wintermonaten überall durchregnen wird.

4. Es ist uns nicht erlaubt, frisches Gemüse, Obst und wenigstens Kartoffeln zu kaufen, trotzdem die Bretagne überaus reich an diesen Erzeugnissen ist und von einem Mangel daher nicht die Rede sein kann.

.... Was den Vorschlag der Direktion anbetrifft, uns mit unserer Beschwerde an die Schweizerische Gesandtschaft zu wenden, so bedauern wir, davon keinen Gebrauch machen zu können. Denn bei dem letzten Besuch haben wir leider den wenig guten Willen der ins Lager gesandten Schweizer Herren feststellen müssen, die, nachdem sie stundenlang das Lager besucht hatten, nicht einmal Zeit fanden, unsere Beschwerden allgemeiner oder persönlicher Art entgegenzunehmen."

Sonntag 26. August 1917. 1051. Tag.

Tag für Tag schmettern die Regensalven auf die Dächer der Baracken. Der Weststurm braust inschweren Böen heran und fegt zwischen den Baracken hindurch. Von Zeit zu Zeit zerreisst das Gewölk und gedämpftes Sonnenlicht leuchtet zwischen den Wolken-schleiern hervor. Schon aber rasen von neuem die schwarzen Gesellen vom Horizont herauf. Felsen und Hügel der Bucht, eben noch im milchigen Lichte sichtbar, werden durch das Grau des neu heraufziehenden Sturms verhüllt. Das Wasser der Bucht ist mit weissem Gischt bedeckt. Schwerer Regen klatscht herab. Er verfinstert schon die ganze Bucht. Rasend schnell gleitet er über die tosende Wassermasse, nun klettert er heulend und springend die steilen Hänge der Insel herauf. Da ist er wieder! Und nun schmettern in ungeheurem Tosen Sturm und Regen auf uns nieder, unaufhörlich, unermüdlich.

Montag, 27. August 1917. 1052. Tag.

Die ganze Nacht hindurch tobt der Sturm an den dünnen Holzwänden entlang. Die Baracken ächzen, die Dächer werden vom Regen gepeitscht. Am andern Morgen ist es nicht viel anders. Ich gehe hinaus in Regen und Sturm und mir ist wohl dabei. Am Abend nimmt der Sturm noch zu, er heult und donnert zwischen den Klippen. Es ist, als ob in jeder Sekunde tausend Eisenbahnzüge aueinanderstiessen. Die Baracke schaukelt auf und ab. Jeden Augenblick fürchten wir, dass wir davonfliegen.

Dienstag, 28. August 1917. 1053. Tag.

Es war eine schreckliche Nacht. Der Sturm schaukelt uns in den Bettstellen, er schrie, heulte, toste krachte. Der Regen trommelt mit tausend Hämmern aufs Dach. Heute früh tobt der Sturm weiter, doch scheint die Sonne dazu, O merkwürdiges Land!

Mittwoch, 29. August 1917. 1054. Tag.

Der Sturm hat nachgelassen, doch pfeift er immer noch bald an- bald abschwelend über die Insel. Während der Nacht trommelte er mich mit einem Klatschregen aus dem Schlaf.

Ich gehe zum Turnen und merke, dass ich ganz gliedersteif geworden bin!

An Stelle des Morgenkaffees tritt eine Suppe. Pro Tag und Kopf werden dafür ausgegeben: 50 gr Kohl, 30gr Karotten, 20 gr Zwiebel, 4 gr Fett. Ausserdem entfallen pro Mann und Tag 600 gr Brot und 500 gr Kartoffel. Fleisch gibt es in der Woche 600 gr, Zwiebel 400 gr, Kohl 600 gr, Trockengemüse 100 gr, Reis 50 gr, Fett 100 gr, Käse 40 gr.

Donnerstag, 30. August 1917. 1055. Tag.

Grauer, feuchtkalter Tag. Gegen Mittag versteift sich der Wind. Die kranken Gefangenen sollen sich beim Arzt wegen Internierung in der Schweiz untersuchen lassen. Von den 33 Mann unserer Baracke sind 19 zum Arzt gegangen und müssen nun stundenlang warten, bis sie an die Reihe kommen.

Gegen Abend rieselt Regen vom undurchdringlich grauen Himmel herunter. Er prasselt stundenlang auf den Dächern, so dass wir uns im Trockenen doch einigermaßen geborgen fühlen. Für unser eigenes Öfchen haben wir Holzkohle bestellt. Anstelle von 100 kg erhalten wir 8 kg. Das kg zu 60 cents. Es ist das erste Heizmaterial, das wir nach Anschaffung des Petroleums erhalten.

Freitag, 31. August 1917. 1056. Tag.

Die Nacht war tot und grau. Die fahle Scheibe des zunehmenden Mondes spiegelt sich in den Pfützen. Der Morgen ist kühl und grau. Die Atmosphäre ist feucht und lässt neuen Regen erwarten.

Samstag, 1. September 1917. 1057. Tag.

Trüber kalter Tag mit feinem Rieselregen. Eine ungewöhnlich grosse Zahl - ich zähle 63 - von Fahrzeugen, Dampfern und Seglern liegt in der Bucht. Wir machen einen langen Spaziergang in der Abenddämmerung. Hinter der Insel liegt das halbfer-tige Linienschiff "Flandre" mit GESCHÜTZtürmen, aber ohne Geschütze, Schornstein und Ausrüstung. Voll und hell steht die Scheibe des Mondes am Himmel und wirft einen silbernen Glanz in die stillen, grauen Wasser der Bucht.

Dienstag, 4. September 1917. 1060. Tag.

Gute Nachrichten. Die Deutschen sind bei Üxküll über die Düna gegangen. Die Russen gehen überall zurück. Wir erwarten in Kurzen den Fall von Riga.

Mittwoch, 5. September 1917. 1061. Tag.

Riga genommen! Hurrah! Grosse Freude im Lager über diesen Erfolg im vierten Kriegsjahr. Die Italiener greifen unaufhörlich am Isonzo an.

Freitag, 7. September 1917. 1063. Tag.

Abends und morgens ist es schon recht kühl. Gegen Mittag erscheint die Sonne und wärmt auf.

Im Osten machen unsere Truppen gute Fortschritte von Riga bis Friedrichsstadt. Unsere Flotte drang in den Golf von Riga ein. Die Zeitung wird jetzt immer mit Spannung erwartet.

In nächster Zeit sollen 190 Gefangene zur endgültigen ärztlichen Untersuchung nach Lyon fahren, um eventuell nach der Schweiz ausgetauscht zu werden.

Montag, 10. September 1917. 1066 Tag.

Beim Morgenwecken ist es kühl und grau. Es dauert lange, bis die Sonne durch den Wolkenschleier dringt.

Ein grosser Geleitzug fährt in die Bucht ein und ankert in der Nähe der Insel.

Mittwoch, 12. September 1917. 1068. Tag.

In der Nacht kommt es zum Sturm, der auch am Morgen noch fort dauert. Am Himmel jagen zerrissene Wolken, durch die von Zeit zu Zeit ein Sonnenstrahl fällt. In der Mittagszeitung steht als Überschrift: "Korniloff marche sur Pétrograd". Also Korniloff marschiert gegen Kerensky. Abends berichtet die Zeitung, dass Klembowski sich mit Korniloff vereinigt gegen Kerensky.

Donnerstag, 13. September 1917. 1069. Tag.

Heute Nacht fielen drei Geschosse eines in der Nähe übenden Maschinengewehres ins Lager, davon eines in die Kantine und je eines in die Baracken 17 und 42, ohne jemanden zutreffen.

Die Nachrichten aus Russland sind undurchsichtig. Politische wesentlich wird für Deutschland sein, dass Russland auf lange Zeit hinaus gelähmt sein wird.

Das Wetter ist kalt und winterlich. Graue Wolken bedecken den Himmel. Ein frischer Wind weht über die Insel.



Lager Ile Longue



Türkenbaracke

Freitag, 14. September 1917. 1070. Tag.

Wie die Mittagszeitung berichtet, soll beim Kampf um die Macht in Russland Kerensky gesiegt haben. wir erhielten gestern etwas Zucker gegen Bezahlung. Ebenfalls wurde 1/10 Liter Petroleum pro Kopf ausgeteilt. Unser Nachbar baut eine kleine Petroleumlampe, deren Zylinder aus Apirintablettenhülsen hergestellt wird.

Sonntag, 16. September 1917. 1072. Tag.

In Russland scheint ein neuer schwerer Zwist zwischen Sozialisten und Kadetten in Aussicht zu stehen. Polen erhält einen neuen Staatsrat, nachdem der alte demissioniert hat. Ja, sie werden und noch viel zu schaffen machen, die "zur westlichen Kultur gehörigen Polen." Vielleicht werden wir in einigen Jahren eine neue Teilung Polens erleben! Polen als Königreich! Dessen erster Schritt sein wird, territoriale Ansprüche auf Westpreussen, Posen und Galizien zu erheben! Und die Dummen im Reich sind nicht alle, Ueppig wuchern die Erzberger und Scheidemann!

Montag, 17. September 1917. 1073. Tag

Rauher Westwind fegt durchs Lager. Die Schiebetür unseres Verschlags ist gegen Abend fertig geworden. Sie wurde zur Probe von allen Barackeninsassen hin - und hergeschoben, "um zu sehen wies geht" sagten sie.

Dienstag, 18. September 1917. 1074. Tag

Nachmittags arbeiteten wir am Umbau unseres Abteils. Beim Auseinandernehmen meines Betts fans ich zu meinem Schrecken ein Dutzend Wanzen, an deren Dasein ich nicht hatte glauben wollen, da die Flöhe uns jeden Tage genügend Beschäftigung geben.

Donnerstag, 20. September 1917. 1076. Tag.

Morgens Nebel und Regen, mittags Sonne. Auf der Rheede von Brest zähle ich nicht weniger als 71 Schiffe.

Montag, 24. September 1917. 1079. Tag

Prächtiger Sonnentag. Ich bin den ganzen Tag im Freien. Spiegelglatt ist das Wasser der Bucht. Viele Schiffe liegen vor Anker. Meine Eltern schreiben mir unter dem 6. ds., dass sie seit 1. Juli ohne Nachricht von mir sind.

Sonntag, 30. September 1917. 1085. Tag.

Wir haben Vollmond. Ich schlafe daher in den letzten Nächten sehr unruhig. Sonnenschein flutet über die Insel und es herrscht eine ganz ungewohnte Wärme. Es ist so recht das Wetter zum Hinliegen und Träumen. Weit, weit fort fliegen unsere Gedanken. Ein Wunsch von Hunderttausenden, die Heimat bald wiederzusehen! Bald sind drei Jahre vergangen, dass wir gefangen wurden. Noch strahlt uns kein Licht der Hoffnung im Dunkel der Tage. Wir warten und hoffen. Wer möchte sich wundern, dass wir manchmal niedergedrückt und hoffnungslos sind. Keine Ehre, kein Ruhm, keine hohen Pflichten sind uns als Aufgabe gestellt. Tag für Tag, Jahr für Jahr schleicht dahin. Kein Frauenlächeln erfreut uns, kein süsser Mund winkt uns. Nur der Wind von Osten bringt uns Trost, der Wind der unsere Heimat streichelt, die Sonne, die auch unseren Lieben scheint, die Sterne, zu denen wir einst auch gläubig emporblickten. Verfllossene Tage klingen wie Märchen zumuns herauf. O Sonne, Du tust mir weh!

Mittwoch, 3. Oktober 1917. 1088. Tag.

In Anbetracht des nahenden Winters bereitet uns die Beleuchtung viel Sorge, weil wir wohl kein Petroleum erhalten werden und wir für die ganze Baracke überhaupt nur eine einzige Stallaterne haben.

Samstag, 6. Oktober 1917. 1091. Tag.

Regen und Wind. Morgens beim Wecken ist es noch ganz dunkel. Auch abends macht sich die Dunkelheit stark bemerkbar. Heute Nacht soll die Uhr um eine Stunde vorgestellt werden.

Dienstag, 9. Oktober 1917. 1094. Tag.

Sturm und Regen. Entsetz, ich lang wird mir die Zeit. Tausend Gedanken gehen mir durch den Kopf, wie ich mich beschäftigen könnte. Wenn ich aber zu einem Schluss komme, frage ich mich: "Was nützt mich das alles? Alle Beschäftigung erscheint mir albern, dient sie doch nur, um die Zeit totzuschlagen."

Mittwoch, 17. Oktober 1917. 1102. Tag.

Ergötzlich ist, was die Kranken, die drüben im Krankenhaus von Brest lagen, über die mit dem Ausladen der Schiffe beschäftigten Franzosen und die deutschen Kriegsgefangenen erzählen. Diese haben einen regelrechten Vertrag über Stehlen miteinander geschlossen. An drei Tagen stehlen die Deutschen, an drei die Franzosen. Die ersteren müssen das gestohlene Gut von zwei Tagen an die Franzosen abliefern, während sie das von einem Tag für sich selbst behalten dürfen. Sie stibitzen eine Menge Schuhe, Zucker, Kaffee. Untersuchungen werden zum Schein angestellt, es kommt aber nichts dabei heraus.

Donnerstag, den 18. Oktober 1917. 1103. Tag.

Das Wetter ist seit zwei Tagen winterlich kalt geworden. Überall hört man Husten und heftiges Schneuzen, die Vorboten des Winters.

Dienstag, 23. Oktober 1917. 1108. Tag.

Feuchtkalter, trüber Tag. Die Deutschen haben Oesel, Moen und Dagoë besetzt. Im Lager blüht wieder Hoffnung.

Ich lese in Lienhards "Oberlin". "O Gott!" ruft er aus, "nur Frucht werden, Wirkungen üben, reifen und dann sterben! "

Mittwoch, 24. Oktober 1917. 1109. Tag.

Böiges regnerisches Wetter bei empfindlicher Kälte. Abends wurde in unserem Theater "Flachsmann als Erzieher" gegeben. Wir haben alle tüchtig gelacht und das tat uns recht gut. Stürmischer Beifall schloss die Verlobungs- und Kusszene.

Donnerstag, 25. Oktober 1917. 1110. Tag.

Draussen hat den ganzen Tag über der Sturm getobt. Ich sitze beim kümmerlichen Schein meines Lämpchens und lese. Ach, wie armselig sind wir Gefangenen. Der Stille Augenblick wird immer wieder gestört durch den Lärm der Umgebung. Unser Leben ist das einer Herde. Keine Möglichkeit, sich in die Stille der Natur zu flüchten. Nur Nachts, wenn die Menschhen schlafen, wandern meine Gedanken in weite Fernen. Ungestillte Wünsche pressen mir die Tränen in die Augen.

Jahre sind nun vergangen und Jahre werden vielleicht noch vergehen, bis ich wieder ein freier Mensch bin. Ich aber will mir Oberlins Worte zum Trost nehmen: " Das Leben ist vielfältig und jeder Mensch ist ein vielfältiges. Aber es kommt darauf an, dass man in aller Vielheit den innersten Blick stetig und stark auf das Eine richtet, was über allem Wechsel erhaben ist."

Freitag, den 26. Oktober 1917. 1111. Tag

Gestrn verabschiedete sich mein Sportskamerad Hellmut Funk, Sohn des Oberbürgermeisters von Elberfeld. Er wird gegen eine französische Geisel nach Deutschland ausgetauscht. Als er mir die Hand zum Abschied gab, konnte ich mit Mühe die Tränen zurückhalten. Nach dreijähriger Gefangenschaft kehrt er nun heim. Wer weiss, wie viele Jahre wir noch sitzen müssen? Ich bin froh, in dem Gedanken, dass er drüben seinen Mann stehen wird.

Sonntag, 28. Oktober 1917. 1113. Tag.

Viel Wind. Erfreuliche Nachrichten von der Isonzo-Front.

Mittwoch, 31. Oktober 1917. 1116. Tag.

Ohne Aufhören regnet es den ganzen Tag über. Die Deutschen stehen vor Udine. Die französischen Zeitungen suchen über die Schwere der italienischen Niederlage hinwegzutäuschen, indem sie allerlei optimistische Betrachtungen anstellen.

Donnerstag, 1. November 1917. 1117. Tag.

Udine genommen. Die Italiener gehen aufden Tagliamento zurück. Laut "Petit Parisien" sollen wir in den ersten drei Tagen über 100 000 Gefangene gemacht haben.

Mittwoch, 7. November 1917. 1122. Tag.

Das Wetter ist kalt und regnerisch. Eisiger Wind weht uns um die Ohren.

Der Tagliamento wurde von den Deutschen bei Pinzano überschritten. Staatsmänner und Generäle der Entente sollen nach Rom abgefahren sein. Englisch-französische Hilfstruppen auf dem Marsch an die italienische Front. Wohl aus diesem Grund wird die Reise der für die Schweiz ausgesuchten Internierten abgesagt.

Donnerstag, 8. November 1917. 1123. Tag.

Feuchtes kaltes Wetter mit Regen. Die Mittagszeitung berichtet von weiterem Rückzug der Italiener. Wie spät jetzt deutsche Nachrichten durchgegeben werden, geht aus folgender Meldung des hiesigen Blatts hervor:

"Genève, 7 novembre 1917. Le communiqué allemand du 5 novembre au soir est ainsi conçu: " Le Tagliamento a été franchi sur tout le front (?). La poursuite continue."

Die Engländer sind in Gaza eingezogen.

Sonntag, 11. November 1917. 1126. Tag.

Es gab in diesem Kriege viele Tage, an denen das Herz fast zerspringen wollte, aber selten hat die grosse Freude und Hoffnung auf den Sieg uns so bewegt wie heute.

In Russland hat die Masse des Volkes in dem Verlangen nach Frieden, in einer neuen Revolution Kerensky gestürzt. Die Alandsinseln wurden von den Deutschen besetzt. In Italien sind die Deutschen zur Piave vorgedrungen, haben die den Mittellauf beherrschenden Höhen besetzt und dringen im Oberlauf des Flusses vor. Die Armee Konrad ist in Tirol zur Offensive gegen die Flankenstellung der Italiener vorgegangen und hat ihnen Asiago und das ganze Plateau der Sieben Gemeinden bis zum Ostrand entrissen, Wie ungeheuer kann die Niederlage der Italiener werden, wenn es gelingt, bis Bassano durchzustossen. Cadorna ist abgesagt. Sein Nachfolger ist Diaz. General Malterre schreibt im Temps: "Qui contre Hindenburg? Ich las Friedrich Naumanns "Blaues Buch von Vaterland und Freiheit." Mit seinen Schlussfolgerungen einer mitteleuropäischen Rasse kann ich nicht einverstanden sein.

Montag, 12. November 1917. 1127. Tag.

Das Wetter ist sehr unsichtig. Mittags laufen vier grosse Dampfer in den Brester Hafen ein, drei mit vier, einer mit zwei Schornsteinen. Trotz des schwarzen Anstrichs können sie von unseren Seeleuten als von den Amerikanern beschlagnahmte Dampfer des Lloyd und der Hapag ausgemacht werden. Es ist zum wütend werden, wenn man ohnmächtig zusehen muss, wie unsere schönen Schiffe in den Dienst des Feindes gepresst werden. Hoffentlich frisst sie bald ein Torpedo, wie die "Orleans" und "Rochester".

Dienstag, 13. November 1917. 1128. Tag.

Die im Hafen liegenden Schiffe werden als "Kronprinzessin Cecilie", "Kaiser Wilhelm II", "Kronprinz Wilhelm" und "Amerika" ausgemacht.

Sonntag, 18. November 1917. 1133. Tag.

Wir warten täglich auf den Durchstoss durch die italienische Front, aber es scheint noch nicht so weit zusein. Wir sind in nervöser Spannung, kaum können wir die Meldungen abwarten.

Morgens ist es sehr kalt, wir heizen zum ersten Mal ein.

Freitag, 23. November 1917. 1138. Tag

Nachmittags findet plötzlich ein Generalappell statt. In der Nacht sollenaus den Lagervorräten 80 kg Schmalz, kaffee usw. gestohlen worden sein. In Baracke 58 wurden die Gegenstände im Boden vergraben gefunden. Zwei Mann wurden sofort abgeführt.

Montag, 26. November 1917. 1141. Tag

Wir bekommen kein Petroleum mehr. Man kann es nur noch durch Schiebung beziehen. Der Liter kostet frs. 5.--. Infolge der Kälte sind die Türen und Fenster unserer Baracke fast dauernd geschlossen, so dass man von der dicken Luft Kopfschmerzen bekommt.

Mittwoch, 28. November 1917. 1143. Tag.

Trübe Atmosphäre, fast warme Temperatur. Dunkle Wolkenballen stehen am Himmel. Von Nordwesten her zieht eine schwarze Wand auf, während aus den Wolkenfetzen im Südosten helle Sonnenstrahlen zucken. Sie treffen die im schwarzgrauen Wasser der Bucht liegenden Dampfer, die plötzlich ganz hell und deutlich aus dem dicken Morgennebel hervortreten. Ein Regenbogen mit ungeheurem

Durchmesser bildet sich auf der rasch heranziehenden schwarzen Wolkenwand. Immer neue Nebelmassen tauchen aus der Einfahrt der Bucht auf, schliessen sich zusammen und schieben sich vor die Sonne. Grau wird der Tag, feiner Regen rieselt herab: Ile Langue-Wetter.

Nachmittags fahren unsere schönen Schiffe, die seit dem 12. ds. hier liegen, aus der Bucht aus.

Sonntag, 2. Dezember 1917. 1147. Tag.

Rede des neuen Reichkanzlers Hertling.

Mittwoch, 5. Dezember 1917. 1150. Tag.

Morgens ist es so kalt, dass wir gleich nach dem Essen unseren Holzkohlenofen anstecken. Wilson hält seine zweite Rede gegen Deutschland.

Donnerstag, 13. Dezember 1917. 1153. Tag.

Die deutsche Währung ist im Kurs wieder gestiegen. Für Rm. 100.-- Einzahlung erhält man frs. 100. während man zur Zeit des grössten Tiefstandes am 26. Oktober für M 100.-- nur frs. 61,5 erhielt.

Sonntag, 16. Dezember 1917. 1161. Tag.

Heftiger Sturm und Regen. Es ist schade, dass das schöne Konzert am Nachmittag unter dem Ächzen und Stöhnen der Barackenwände leidet. Glücklicherweise sass ich ganz nahe bei unserem kleinen Orchester.

- | | |
|--|-----------|
| 1. Zwei Sätze aus der Suite l'Arlesienne | Bizet |
| 2. Konzert für Cello C-Moll I und IV | De Swert |
| 3. Sechste Symphonie "Pastorale" | Beethoven |

Montag, 17. Dezember 1917. 1162. Tag

Der Nordsturm brüllte während der Nacht, so dass an Schlafen nicht zu denken war. Die Baracke ächzte und stöhnte, der Sturm rüttelte und schüttelte sie. Dachpappe wurde abgerissen, die gegen Bretter und Fenster klatschte. Dazwischen tönte schauerlich das Tuten eines Dampfers, dem wir in grausamer Feindschaft Verderben wünschten. In der Tat sahen wir am Morgen einen Dampfer hoch auf dem Sand sitzen.

Draussen rast der Sturm weiter. Beim Essenholen wirft er und faßt die umklammerten Teller aus den Händen.

Mittwoch, 19. Dezember 1917. 1164. Tag.

Der Waffenstillstand an der russischen Front scheint in vollem Gange zusein. Alle französischen Zeitungen schimpfen über die "Traîtres russes". Die "Dépêche de Brest" bringt einen für Frankreich sehr betrüblichen Artikel vom Lebensmitteldiktator Bovet. Er weist auf die Notwendigkeit hin, allein an Getreide 36 Millionen Zentner, d. h. je Monat 4 800 000 Zentner einzuführen. Überhaupt wird der U-Bootskrieg viel ernster genommen als dies bisher der Fall war. Das klingt auch aus allen Ministerreden heraus.

Freitag, 21. Dezember 1917. 1166. Tag.

Vor etwa zwei Monaten verliessen zwei Dreschkommandos das hiesige Lager. Davon sind zwei Mann, S. und W. ausgerissen und ins Lager zurückgekommen. Sie sagten, dass in der Gegend von Le Mans grosse Knappheit an Brot herrsche. Das Getreide würde gedroschen, sofort gemahlen und verbacken. Als die Dreschmaschine in einem Ort nicht gleich zur Stelle war, fehlte an zwei Tagen das Brot. Händeringend seien Bauern gekommen, man möge doch gleich bei ihnen dreschen, die Regierung hätte gedroht, dass sie an die Front kämen, wenn nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt bei ihnen gedroschen sei. Aus diesem Grund sei auch die Dreschreihe oft geändert worden.

Für die Gefangenen sei das Essen gut, die Unterbringung aber miserabel gewesen. Die Gefangenen wurden nachts in einem Stall zusammengepfercht und bewacht. Oft fehlte es an Gelegenheit sich zu waschen. Die Wäsche konnte überhaupt nicht gereinigt werden. Unsere Gefangenen brachen nachts um 1 Uhr aus und marschierten 20 km nach Le Mans, wo sie nicht weiter auffielen und in einem Cafe frühstückten. Sie erzählten, dass sie ein Dreschkommando führten und Amerikaner seien. Sie liessen sich dann den Weg nach der Präfektur zeigen und erzählten dort dem erstaunten Beamten, wer sie seien und dass sie in ihr früheres Lager zurückzukehren wünschten. Dies wurde gegen Bezahlung von frs. 8.-- Verpflegungskosten für einen Begleit-soldaten bewilligt.

Sonntag, 23. Dezember 1917. 1168. Tag

Wir haben im Lager für arme deutsche Soldaten frs. 3000.-- gesammelt und das Geld nach Brest hinüberschickt. Dieses Geld, sowie 50 Pakete des deutschen Hilfsvereins wurden durch den Präfekten zurückgeschickt.

34 neue Gefangene kamen im Lager an. Sie waren zwei Tage ohne Essen und Trinken geblieben. Andererseits lesen wir, dass der vaterländische Frauenverein in Frankfurt für gefangene französische Soldaten frs. 2 000.-- gestiftet hat. O, ihr Langhaarigen!

Es wird verboten, am morgigen Weihnachtsabend länger als bis 9 Uhr Licht zu brennen.

Montag, 24. Dezember 1917. 1169. Tag.

Kein AUsruhen für meine müde, irrende Seele. Wann werde ich wieder Heimat und Liebe haben? Als ich bei der Abendandacht den brennenden Weihnachtsbaum erblickte, wäre ich am liebsten wieder aus der Baracke herausgelaufen. O, wie arm sind wir geworden!

Donnerstag, 27. Dezember 1917. 1173. Tag.

Scharf weht der Wind aus Osten. Drei mächtige graugestrichene Transportdampfer, von Torpedobooten geleitet, fahren in die Bucht.

Montag, 31. Dezember 1917. 1177. Tag.

Eisiger Wind stürmt über die Insel. Die Einschränkungen, die Frankreich im Brotverbrauch machen muss, treffen auch uns. Von jetzt ab erhalten wir, statt 600 gr Brot täglich, nur noch 200 gr. Dafür soll die Kartoffelration von 500 gr auf 1 kg erhöht werden, ausserdem sollen wir anstelle von 100 gr Fett, 60 gr Reis, 100 gr Trockengemüse zukünftig 80, 100 und 250 gr erhalten. Wie aber soll es werden, wenn die Bohnen so muffig und voller Würmer sind wie diesen Sommer.?

Wir gingen, wie üblich, frühzeitig schlafen. Um Mitternacht schreckte ich auf. Ich glaubte, einen Choral zu hören, aber es waren die Dampfsirenen der in Brest liegenden Schiffe. Das alte Jahr ist zu Ende. Wir dürfen mit ihm zufrieden sein. Die unbestreitbaren militärischen Erfolge bleiben auf unserer Seite. Der Zusammenbruch Russlands gibt uns die Gewähr,

dass der Feind auch im Neuen Jahr keine Erfolge erzielen wird.
Zum Schluss des Jahres ärgerten mich die Reden Erzbergers.

Mis selbst wünsche ich, dass mir emine gute Gesundheit erhalten bleiben möge.. Wenn dies auch durch die knappe Ernährung erschwert wird, so suche ich dies durch zweckmässige Lebensweise wett zu machen, Frühaustehen, Reinlichkeit des Körpers. Meine Anzüge sind arg abgenutzt, aus Ersparnisgründen trage ich auch keinen Kragen mehr. Damit habe ich den äusserlichen Menschen abgelegt, ohne auf den guten inneren verzichten zu wollen.

--oOo--



Allein

1 9 1 8

Dienstag, 1. Januar 1918. 1178. Tag.

Post von zu Hause. Im Freien ist es kalt.

Dienstag, 8. Januar 1918. 1185. Tag

Der erste Schneefall. Es ist ekelhaft kalt.

Mittwoch, 9. Januar 1918. 1186. Tag.

Die Höhenrücken der Brester Bucht sind von einer weissen Schneedecke überzogen, unterbrochen von einzelnen grauen Flecken. Einen seltsamen Gegensatz gegen das leuchtende Weiss des Landes bildet das bleigraue Wasser der Bucht, das tot und schwer daliegt. Der regenschwangere dunkle Himmel spaltet sich und gibt den Blick in lichte Bläue frei. Die Sonne kommt sogar noch heraus und lässt uns einen Morgenspaziergang längs des Drahtzauns geniessen.

In letzter Zeit gibts morgens kein Waschwasser mehr. Wer kein Gefäss besitzt, um sich abends Waschwasser zu holen, muss auf Waschen verzichten.

Donnerstag, 10. Januar 1917. 1187. Tag.

39, Monate gefangen. Der warme Sonnenschein hat den gestrigen Schnee zum Schmelzen gebracht. In sattem Braun liegen die feuchten Schollen des Ackers da. Von Zeit zu Zeit schlägt ein kühler Regenschauer nieder.

Wieder kommen zwei deutsche Dampfer unter amerikani-scher Flagge in die Bucht: Präsident Lincoln und Captain Grant, für unsere Seeleute deutlich erkennbar an den sechs Lademasten.

Wenn unsere Seeleute auf die Schiffe draussen blicken, so scheint es uns, als ob sie ein Stück ihrer selbst damit sehen.

Sonntag, 20. Januar 1917. 1198. Tag.

Der Sturm wütet den ganzen Tag über, so dass das Symphoniekonzert wegen des lauten Geräuschs ausfallen musste. Tabak kommt nicht mehr ins Lager, so dass manche Gefangene das Seegras ihrer Matratze rauchen. Hereingeschmuggelter Tabak wird mit frs. 100.-- je 750 gr bezahlt.

Donnerstag, 24. Januar 1918.

Trübes windiges Wetter. "Kronprinzessin Cäcilie" und "Kaiser Wilhelm II" fahren unter amerikanische Flagge in den Hafen von Brest.

Geldkurse: M 100.-- schw. frs. 83 1/4 (-32,57%) = ffrs. 107.--
ffrs. 100.-- = " " 77,85 (-22.15%)

Montag, 4. Februar 1918.

1212. Tag.

Nach einigen schönen Sonnentagen hat das Wetter wieder umgeschlagen. Vom undurchdringlich grauen Himmel strömt ununterbrochen der Regen herunter. Die Zeitungen berichten über die Absage des Obersten Alliierten Kriegsrats in Versailles gegen die Reden von Hertling und Czernin. Sie beharren auf ihrem festen Entschluss, den Krieg weiterzuführen. In Russland kämpfen die Maximalisten an allen Grenzen, während in Brest-Litowsk Trotzki grosse Propagandareden führt.

Es scheint, dass auch in einigen deutschen Grosstädten der rote Funke gezündet hat. Streiks traten auf und der Belagerungszustand musste verhängt werden.

Dienstag, 5. Februar 1918.

1213. Tag.

Auf einen trüben Morgen folgt ein heller Abend. Schon sind die Abende wieder länger geworden.

Eine Schweizer Kommission besichtigt das Lager.

10 unserer Gefangenen sollen nach Algier geschickt werden als Repressalie für 10 in Frankreich geholte und in Russland internierte Franzosen. Die französische Regierung weigerte sich, die aus dem Elsass weggeholtten deutschen Männer, Frauen und Kinder auszutauschen.

Samstag, 9. Februar 1918.

1217. Tag.

Wir graben den Sportplatz um, der durch die Regengüsse des Herbstes ausgewaschen wurde. Vor dem Stacheldraht blüht schon wieder der Ginster.

Mittwoch, 20. Februar 1918.

1228. Tag.

Trotzki brach die in Brest-Litowsk geführten Verhandlungen ab. Nach Ablauf des Waffenstillstandes sind die Deutschen kampflös in Dünaburg und Luck eingerückt. Es heisst, dass sich Lenin den Bedingungen der Mittelmächte fügen wolle.

Sonntag, 24. Februar 1918. 1232. Tag.

Von unserem ausgetauschten Mitgefangenen Funk erhalte ich einen Brief aus Elberfeld. Weite Strecken Landes wurden von unseren Truppen in Russland besetzt.

Freitag, 1. März 1918. 1237. Tag.

Es stürmt und regnet den ganzen Tag. Vor Kälte muss ich von Zeit zu Zeit die Feder aus der Hand legen. Es ist eine niederträchtig feuchte, bis auf die Knochen gehende Kälte. Die rotgefrorene Nase meines Kameraden schaut zur Tür herein. Er will einige Holzkohlen anglühen. Ich lege die Feder hin, um zu warten, bis ich die wärmende Glut spüre. Nach zehn Minuten glüht der Holzkohlenofen. Fritz hat den Ofen unter den Tisch gestellt und nun steigt die Wärme wohliger unter dem Tisch herauf. Von Zeit zu Zeit ziehe ich den Fuss aus dem Stiefel und halte ihn darüber.

Montag, 4. März 1918. 1240. Tag.

Nach einer frostkalten Nacht bricht ein warmer windstiller Sonnentag an, so dass ich mich zum ersten Mal in diesem Jahr vor die Baracke setzen kann.

Der Friede mit Grossrussland wird heute als abgeschlossen gemeldet. Kiew wurde von uns besetzt. Nun wird auch Rumänien bald nachgeben müssen.

Sonntag, 10 März 1918. 1246. Tag.

Wundervoller Tag. Ich habe Hemden in Spanien bestellt, die meinigen sind jetzt total herunter. Sie haben den Titel "Theaterhemden mit Notausgang" verdient.

Samstag, 16. März 1918. 1252. Tag.

Wir beschwerten uns bei den Franzosen, weil wir nur noch 200 gr Brot je Tag bekommen. Es wurde uns gesagt, dass die Ration von 300 gr nicht aufrecht erhalten werden könne, da auch die Brester Bevölkerung dieses Mass nicht immer erhalte.

Dienstag, 19. März 1918. 1255. Tag.

Draussen braust der Weststurm. Die ganze Nacht über hat es geregnet. Wundervoll spiegeln sich zerrissene Wolkenfetzen in den vielen Wasserpfützen.

Trübe und zerrissen wie das Wetterbist auch meine Stimmung. Von dem Zeitungsgewäsch hinweg muss ich mich wieder zu den Büchern flüchten.

Freitag, 22. März 1918. 1258. Tag.

Die grosse deutsche Offensive?

Die Brester Zeitung berichtet, dass unsere Truppen zwischen La Fère und Croisilles auf 30 km Front angegriffen haben. Wir deuten günstig, dass es heisst: "Le combat continue". Wir erwarten die Nachrichten voll Spannung.

Samstag, 23. März 1918. 1259. Tag.

Die Mittagszeitung bringt keinen Heeresbericht. Ob wir das als gutes Zeichen deuten dürfen?

Der Himmel ist so blau, die Sonne scheint, die ganze Bucht liegt in klarem Blau mit Frühlingswärme angefüllt.

Und dort draussen Sturm an der Westfront, hinter der wir als Gefangene schwachten.

Abends dringt das Siegesgerücht zu uns. Bei St. Quentin soll die englische Verteidigungslinie durchbrochen worden sein. Ist es wahr, ist es möglich?

Sonntag, 24. März. 1918. 1260. Tag.

Die Brester Mittagszeitung berichtet, dass die Engländer ihre neuen Stellungen westlich St. Quentin gegen deutsche Angriffe gehalten hätten. Die Franzosen berichten über den Beschuss von Paris durch ein 24 cm Ferngeschütz aus einer Entfernung von 120 km, worüber sich das ganze Lager die Köpfe zerbricht.

Montag, 25. März 1918. 1261. Tag.

Die deutsche Offensive schreitet vorwärts. Linie Bapaume-Peronne-Ham erreicht. Albert soll genommen sein?

Mittwoch, 27. März 1918. 1263. Tag.

Das Wetter ist kühler geworden.

An der Westfront wird heftig weitergekämpft. Neue Namen werden nicht mehr genannt. Scharfer Westwind am Abend.

Donnerstag, 28. März 1918. 1264. Tag.

Westwind. Brausender Regen schlägt auf die Dächer. Der gestrige französische Meeresbericht spricht von Kämpfen bei Montdidier. Das wäre ja ein bedeutender Fortschritt. An der weiter nördlich gelegenen englischen Front scheint der Kampf zu stehen.

Samstag, 30. März 1918. 1266. Tag.

Strömender Regen während der ganzen Nacht. Hoffentlich behindert er die deutsche Offensive nicht. Heftiger Angriff auf Arras.. Bei Moreuil wird gekämpft.

Wir fühlen, dass über unserem Geschick wieder etwas Ungeheures schwebt. Ein Gedanke beherrscht uns: "Siegt die Front ?"

Mittwoch, 24. April 1918. 1264. Tag.

Mein 27 ster Geburtstag. Ich werde ja alt. Fritz hat mir einen prächtigen Reikuchen auf den Tisch gestellt. Wo er ihn bloss herhat ?

Unsere Offensive scheint nicht durchgedrungen zu sein. Verwegener Landungsversuch der Engländer bei Zeebrügge.

Samstag, 27. April 1918. 1267. Tag.

Prachtvolles Sonnenwetter. Ich sitze vor der Baracke und schaue über den in der Sonne flimmernden Sportplatz hinüber in das Grün der Felder, von denen mich der Stacheldraht trennt. Auf den Dächern des Dorfs im Grund spielen blaue Schatten, die Giebel schimmern in blendendem Weiss. Ich lese mit Genuss Kellers "Ferien vom Ich".

Der Kimmel von den Deutschen Genommen.

Donnerstag, 2. Mai 1918. 1272. Tag.

Die "Vaterland" ist unter amerikanischer Flagge in die Bucht gefahren. Ihr Anblick löst in uns ein schmerzliches Gefühl aus. Das Theater hat wegen internen Krachs die Vortellungen eingestellt. Die Zeitungen sind wieder einmal voll von Internierten austausch.

Freitag, 10. Mai 1918. 1280. Tag.

Grosse Freude im Lager, dass der Gefangenen austausch zwischen Deutschland und Frankreich ratifiziert wurde.

Samstag, 11. Mai 1918. 1281. Tag.

Der Wortlaut des Austauschvertrags erscheint in der Zeitung. Demnach sollen alle Zivilinternierten bis 15. August ausgetauscht sein. Es ist merkwürdig, dass zur Zeit alle Freise im Lager so heruntergehen. Der Liter Petroleum, der vor kurzer Zeit noch frs. 6 - 8.-- kostete, ist auf 75 cents gesunken.

Von Spanien erhalte ich die Nachricht, dass Hemden an mich unterwegs sind. Es ist auch die höchste Zeit, denn meine Hemden sind vollständig zerschlissen.

Immer wieder fragen wir uns ob wohl der Austauschvertrag zustande kommt. Ich wage gar nicht mehr, mich Hoffnungen hinzugeben.

Sonntag, 26. Mai 1918. 1296. Tag.

Unsere Pfingstwettkämpfe in Leichtathletik, Schwerathletik, Fussball, Hockey und Schauturnen sind zu Ende. Das ganze Lager nahm aktiv oder passiv daran teil. Ich habe mir 5 erste Medaillen und ein Diplom erworben. Die Medaillen wurden von dem Ungarn Kowacs sehr schön modelliert und gegossen.

Dienstag, 28. Mai 1918. 1298. Tag.

NEUE deutsche Offensive am Chemin des Dames. Wir sind bis Pont Arcy, 8 km hinter die französische Front, gestossen.

Donnerstag, 30. Mai 1918.

Soissons wurde von den deutschen Truppen genommen. Die "Waterland" fährt in die Brester Bucht wieder ein.

Samstag, 1. Juni 1918.

Das Wetter ist prachtvoll. Am Abend kommt die Nachricht, dass die deutschen Truppen die Marne erreicht haben.

Sonntag, 2. Juni 1918.

Heisser sonnendurchglühter Tag. Es ist wunderbar, in der Sonne vor der Baracke zu sitzen.

Drüben auf dem Höhenrücken wird von den Amerikanern eine drahtlose Station gebaut. Wir können den Funkturm gerade noch ein Stück sehen. Abends wird bekannt, dass Château Thierry von den Deutschen genommen wurde.

Freitag, 7. Juni 1918. 1308. Tag

Zwei Herren des französischen Ministeriums weilen wegen Gefangenenaustausch hier.

Sonntag, 9. Juni 1918. 1310. Tag.

Beim Nachmittagskonzert in der Baracke herrscht grosse Bewegung, als bekannt wird, dass die Armee Hutier zwischen Noyon und Montdidier angegriffen habe.

Montag, 10. Juni 1918. 1311. Tag.

Ein furchtbarer Nordsturm wirft wie mit Schaufeln Sand auf das Lager. Durch alle Ritzen dringt der rieselfeine Staub.

Donnerstag, 13. Juni 1918. 1314. Tag.

Bedecktes unsichtiges Wetter.

Abends hören wir, dass in der Schlacht am Chemin des dames bis zum 7. 75 000 Franzosen gefangen worden seien. In dem Journal des Débats und in der Europe nouvelle lesen wir Angriffe gegen Clémenceau.

Freitag, 21. Juni 1918.

Nebelwetter. Ich liege wegen eines bösen Beines im Bett und lese. Ausserordentlicher Schiffsverkehr herrscht in letzter Zeit im Hafen und in der Bucht von Brest. Eine ganze Anzahl ehemaliger deutscher Dampfer ist zu erkennen. Sie alle bringen Truppen und Material aus den Vereinigten Staaten nach Europa. Die Presse bringt Artikel in grosser Aufmachung darüber. Ich hoffe, dass sich trotzdem nicht das Blatt zu Gunsten der Entente wenden wird.

In Italien wird an der Piave gekämpft. Die Schlacht steht, Überraschungen sind wohl nicht mehr zu erwarten.

Montag, 24. Juni 1918.

1315. Tag.

Am letzten Samstag fuhr zum dritten Mal die "Vaterland" in Brest ein. Das Wetter ist trüb, windig und wolken schwer.

Die Amerikaner melden, sie hätten nun 800 000 Mann an Truppen auf dem Festland.

Die Oesterreicher gehen nach dem Kampf um den Montello wieder über die Piave zurück. Es scheint, dass die Ernährungslage in der Donaumonarchie beunruhigend ist. Merkwürdig ist, dass wir aus Deutschland kaum mehr Pakete erhalten, während aus Oesterreich immer noch Sendungen mit Kuchen, Wurst und Schokolade eintreffen mit dem Beifügen, dass man dies alles frei kaufen könne.

Seit einigen Tagen erhalten wir morgens überhaupt nichts mehr.

Samstag, 29. Juni 1918.

1330. Tag.

Prachtvolles Wetter. Zwei Schweizer besuchen das Lager. Niemand weiss, warum sie gekommen sind.

Fussbälle, die über den Zaun des Sportplatzes hinausgehen, werden von den französischen Wachen einfach einbehalten. 12. Fussbälle haben sie bis jetzt einbehalten

Dienstag, 2. Juli 1918.

1333. Tag.

Beim Abklopfen meines Bettgestells fand ich Wanzen. Jetzt wird mir klar, warum ich in den letzten Nächten so schlecht geschlafen habe. Zum ersten Male erhalten wir neue Kartoffel. Die alten stanken schon und mancher Gefangene bekam Bauchweh von ihnen.

Samstag, 6. Juli 1918.

1337. Tag.

Glühend heisser Tag. Ich liege auf meiner Matratze, die ich zwischen die Baracken gelegt habe und lasse mich von der Sonne beschienen. Beim Lesen streichelt mich leis der Wind.

Die Anzeichen, dass wir von hier fortkommen sollen, mehren sich. Am kommenden Montag sollen die aus dem Reichsland verschleppten Elsässer von hier abfahren. O, wenn wir nur bald nach Hause kämen!

Montag, 8. Juli 1918.

1339. Tag.

Die Elsässer reisen wirklich ab. Gott sei Dank, dass der Asutausch beginnt. Kann sich jemand vorstellen, wie einem zu Mute ist, wenn diese so oft gehörte und ebenso oft unerfüllte Versprechen vielleicht in kürzester Zeit in Erfüllung geht ?

Donnerstag, 8. August 1918.

O wie schwer wiegt diese unselige Wartezeit auf uns allen. Schon ist der Sommer bald vorüber. Kalt und kahl wird alles sein bis wir nach Hause kommen. Wir warten und warten.

Das Theater ist geschlossen, die Bücherei steht gepackt und reisefertig. Auch ich habe gepackt. Ich muss nun wieder anfangen, meine Wäsche auszupacken und zu nähen und --- zu warten.

Wir warten und warten.

Wir ziehen die Hockeyschläger wieder heraus und spielen bis es uns den Atem verschlägt, um zu vergessen --- vergessen.

Wir gehen in die Baracke, sitzen uns gegenüber, leer und hohl und --- warten, warten.

Sonntag, 8. September 1918.

Eine böse Zeit liegt hinter uns. Wieder einmal ist unsere sehnliche Hoffnung, ausgetauscht zu werden, enttäuscht worden. Nur wer dies selbst erlitt, weiss, was das bedeutet. Hoffnung, Glaube und Vertrauen schwinden. Wir sind ja nur noch Objekte zu Repressalien und zum Ausgehandeltwerden. Es genügt, die Psyche des Gefangenen literarisch zu behandeln und das Gegenteil zu tun. Bitterkeit und Verbitterung hat uns befallen.

Mit Sorge sehen wir dem Winter entgegen. Eine schwere Grippe geht im Lager um. Es gibt viele Kranke.

Und nun mach-e ich heute einen dicken Schlussstrich unter das Kapitel Austausch.

8. Oktober 1918.

Mehr als je sind in den letzten Tagen und Wochen meine Gedanken in die Heimat gewandert. O, könnte ich helfen !

Donnerstag, 7. November 1918.

Abends wurde bekannt gegeben, dass die Gefangenen mit den Anfangsbuchstaben A - H voraussichtlich am kommenden Montag in ein neues Lager abreisen sollen. Alle Briefe und Schriftstücke müssen abgegeben werden.

Politisch und militärisch steht es schlimm um Deutschland. Bulgarien und die Türkei haben kapituliert. Die oesterreichische und ungarische Armee war an der Piave auseinandergelaufen. Oesterreich musste sich die Bedingungen der Entente gefallen lassen. Deutschland verhandelt wegen Waffenstillstand. Unsere Armee ist auf die Linie Gent - Guise - Rethel zurückgegangen und zieht sich anscheinend auf die Mass zurück. Die alliierten machen alle Anstrengungen um die deutsche Front zu zerreißen.

In Brest leuchten plötzlich aus der Dunkelheit Raketen und Scheinwerfer auf. Ist es Waffenstillstand? Wir sind in einem Zwiespalt der Sorge um die Heimat und dem Wunsch, endlich nach Hause zu kommen.

Montag, 11. November 1918.

Um 12 Uhr feuern die Batterien in der Bucht. Glocken ertönen aus weiter Ferne. Waffenstillstand! Wir fürchten uns vor den Bedingungen!

Dienstag, 12. November 1918.

Die Waffenstillstandsbedingungen sind fürchterlich. Das kann doch nicht sein. Ich jage mit Kamerad Reuter ums Lager, bis wir ausser Atem sind. Besetzung Deutschlands bis zum Rhein, Abtretung Elsass-Lothringens. Brückenköpfe Köln, Koblenz, Mainz. Auslieferung von 5 000 Geschützen, 25 000 Maschinengewehren, 5 000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 5 000 Lastkraftwagen. Der grösste Teil unserer Schlachtflotte soll ausgeliefert werden. Alle Gefangenen müssen herausgegeben werden ohne Gegenseitigkeit. Seelischer Zusammenbruch im Lager.

Freitag, 22. November 1918.

In diesen Tagen der Trauer verliert sich unser Denken und Fühlen ins Ungewisse, Schwarze. Meine Kräfte scheinen mich zu verlassen. Und doch brauche ich sie so nötig für die Zukunft.

8. Dezember 1918.

Hoffentlich entscheidet ein Vorfriede über unser Schicksal, damit wir wenigstens im kommenden Jahr unsere Freiheit wieder haben. Es ist ja ein Gebot der Menschlichkeit. Ich bete um Geduld, damit ich die unerträgliche Gegenwart überstehen kann.

Was in Deutschland vorgeht, vermögen wir nicht zu verstehen.

22. Dezember 1918.

Die Grippe hat sehr im Lager umgegriffen. Einige Kameraden müssen nun, nach so langen Jahren der Gefangenschaft, ihr Grab in fremder Erde finden. Bei insgesamt 2000 Gefangenen waren 700 Grippefälle im Lager.

Am 13. ds. war der Friedensmacher, Präsident Wilson in Brest eingetroffen, geleitet von acht bis zehn mächtigen Linienschiffen. Wenn der Präsident zu seinem Wort steht, wird er einen schweren Stand gegen die Entente haben.

Freitag, 27. Dezember 1918.

Die entlassenen Grippekranken kommen vom Arsenalspital in Brest zurück. Seemann Brose aus Baracke 50 erzählt, dass die Kranken das gleiche Hemd, in dem sie fieberten und das durch Durchfall verunreinigt war, anbehielten, ebenso die Bettlaken, bis sie dieselben selbst waschen konnten. Für 270 Kranke waren nur 8 Wasserhähnen vorhanden und vier Aborte. Am 7. November gefangene, ganz junge deutsche Soldaten lägen drüben, zum Skelett abgemagert. Man liess sie nach der Gefangennahme die ganze Nacht im Regen stehen, gab ihnen für drei Tage eine winzige Ration Brot und führte sie im Fussmarsch weg. Italienische, hinter der Front arbeitende Soldaten gaben ihnen Brot. Die französische Kavalleriemannschaft stieg ab, riss den Gefangenen das Brot aus der Hand und warf es fort. Sie wurden dann drei Tagen in Viehwagen transportiert und mussten darin ihre Notdurft verrichten. Mager wie die Skelette hätten sich die Unglücklichen ins Lazarett geschleppt wo ausser den deutschen Soldaten keine andere ständige Pflege ist. Der französische Chefarzt soll ein guter Mann sein. Er legt den Arm um den Kranken und sagt: "Ça va mieux ?" Aber das sei alles. Der Arzt geht, die Kranken gehen auch und sind wieder sich selbst überlassen. Brose ist froh, dass er wieder ins Lager zurückgekommen ist.



Wir richten uns eine Stube ein

Sonntag, 29. Dezember 1918.

Wir sind um Deutschland in Sorge. Die Zahl der Anhänger Liebknechts scheint sich zu mehren. Die Regierung Ebert scheint aufs schwerste bedroht zu sein.

Sonntag, 12 Januar 1919.

Ein schauerlicher Sturm herrscht draussen.

Auf der Rheede liegt der deutsche Dampfer "Sierra Ventane" unter Rotkreuzflagge. Er brachte französische Gefangene aus Deutschland zurück, die auf der Insel Trébéron ausgebootet werden.

Samstag, 18. Januar 1919.

Liebknecht und Rosa Luxemburg in Berlin gelyncht.

Im Lager soll ein bolschewistischer Verein gegründet worden sein. Er soll folgendes Programm haben:

Verteilung aller ankommenden Geldsendungen und Pakete.

Neuwahl des Büropersonals und der Gruppenführer.

Vereinigung des deutschen mit dem oesterreichisch - ungarischen Hilfsverein,

Abreissen sämtlicher Abteileinrichtungen in den Baracken

Aufhebung der Sonderrechte der Reserveoffiziere

Samstag, 25. Januar 1919.

Der deutsche Dampfer "Almeria" liegt vor unserer Insel und bootet französische Gefangene aus Deutschland aus. Nach der "Batavia" der dritte Dampfer! Und leer fahren sie wieder weg! Wo bleibt die "humanité". Verschiedene unserer Kameraden haben mit den aus Deutschland kommenden französischen Gefangenen gesprochen. Einer davon war eigens aus seinem Dorf gekommen, weil er nicht glauben wollte, dass hier in Frankreich Zivilinternierte sässen. Das erste, was er sagte, war: "Votre camp fait une impression bien triste. Où est votre maison d'administration ? (!) Votre théâtre, votre cinéma ? Er war bei Hannover in Stellung gewesen und hatte einige tausend Mark Ersparnisse mitgebracht. Er sagte, beiden Deutschen sei die Disziplin streng gewesen. Mein Kamerad fragte: "Ist es wahr, dass so viele Pakete für die französischen Gefangenen gestohlen wurden ?"

Mais non, ils sont arrivés très régulièrement, d'ailleurs

c'est quelque chose pour les richards, moi j'en ai jamais reçu. Vous voyez, mon pays est pauvre." Von verschiedenen Gefangenen hörten wir, dass sie wieder nach Deutschland zurückkehren wollten, da dort besser gearbeitet und verdient werde. Nach Abschluss des Waffenstillstandes konnten sich die französischen Gefangenen in Deutschland hinbegeben wohin sie wollten. Einer erzählte von seinem Bruder, der nach Brest gekommen sei: " Mon frère et tous qui sont arrivés avec lui, sont de très bonne santé. Il a gagné quelques mille marks et voudrait, si possible retourner en Allemagne en temps de paix. On a écroué deux rapatriés qui voulaient changer au bureau 30/40000 marks. Ce sont probablement des présidents du Comité de secours" sagte er treuherzig.

Wenn man diesen Aussagen die gemeinen Anwürfe der "Dépêche de Brest" gezeichnet von Caradec und Coudurier gegenüberstellt, die immer über die Bestialität der Deutschen schrieben. "Aucun homme intelligent ne les prend au sérieux, ce sont des chauvins." Der Befragte, aus Rennes gebürtig und in Paris angestellt, fügt hinzu:

" La plus grande partie de la compagnie (unserer Wachkompanie) ne sait ni lire ni écrire, c'est pourquoi ils croient tout ce qu'on leur lit du quotidien."

Mittwoch, 29. Januar 1919.

Das Wetter istb kalt und feucht.

Wie erbärmlich ist unser Dasein. Seit Monaten glaube ich in Stücke auseinanderzufallen. Es gibt keine Anregung und Zerstreung. Die Friedensverhandlungen scheinen sich endlos hinzuziehen, ohne dass die Alliierten Anstalten machen, die Gefangenen zurückzugeben.

Abends wollte ich in dem Theater "College Crampton" sehen. An der Türe wird mir gesagt, dass das Theaterspielen von der Lagerdirektion verboten worden sei. Das ist nun im fünften Jahr. Es werden Wetten abgeschlossen, dass wir auch am nächsten Weihnachten noch im Lager sind.

Dienstag, 4. Februar 1919.

Seit 10 Tagen dauert die Friedenskonferenz in Paris. Wilson musste schon auf Punkt 1 (offene Verhandlungen) seiner berühmten 14 Punkte verzichten. Mit~~t~~ offenem Verhandeln ist es also nichts geworden. Es werden offizielle Berichte herausgegeben aus denen man so gut wie nichts ersehen kann. Die Mittelmächte sind überhaupt nicht zugelassen.

Samstag, 15. Februar 1919.

Die Gefangenen der Alliierten sind alle aus Deutschland freigelassen worden. Trotzdem sitzen wir alle noch hier, ohne Aussicht, in absehbarer Zeit unsere Freiheit wieder zu erlangen. Im Gegenteil, in der französischen Kammer wird darüber verhandelt wie man am besten die deutschen Kriegsgefangenen zur Hebung der französischen Industrie und Landwirtschaft verwenden soll. Ein Teil ist in das verwüstete Gebiet in Nordfrankreich befördert worden, um bei den Wiederherstellungsarbeiten verwendet zu werden

In der Bucht liegt der amerikanische Schlachtkreuzer New Mexico, der Wilson nach den US zurückbringen soll. Was will er dort machen ?

Ebert wurde Präsident der Deutschen Republik, Scheidemann Reichskanzler.

Samstag, 16. Februar 1919.

Erwachen

Dem Morgendämmer weicht die Nacht
 Die ruh- und traumlos mich gequält,
 Ein fahler Schein sich durch die Luke stiehlt,
 Verkündend, dass der Leidenstag beginnt.
 Gespenstisch kinstert's in der schwanken Hütte
 Darin ich jahrelang geseufzt, gebangt, gezittert,
 Der Freiheit wunderbare Hoffnung ich ersehnt,
 Nach Liebe lechzend, nach der Vögel Sang,
 Nach Wald und Wiesen,
 Nach der Blumen Duft,
 Nach meiner Heimat grünem Hügelland,
 Nach Stromes Rauschen und des Münsters Klang!

Vorbei! Vorbei!

Geängstigt sucht die kalte Hand
 Des Herzens ehedem so warmen Schlag:
 Tot! Tot! ist alles, was in mir
 Gejauchzt, gesungen einst, geweint, gebebt,
 Gestorben vor den Augen, die gesehn,
 Gestorben vor der Seele die's gefühlt.

Wie eines Uhrwerks stahlgezackte Räder
 In unerbittlichem Sichineinanderfügen
 Des Zeigers ewig gleiche Bahn
 In ew'gem Gleichlauf vorwärtstreiben,
 So lieg ich mit geschloss'nen Augen stundenlang
 Dem Licht des jungen Tages Zutritt wehrend
 Bis der Trompete morgendlich Geschmetter
 Mich vom zerwühlten Lager peitscht.

Donnerstag, 19. Februar 1919.

Gestern wurde O. Wilde's "The importance of being earnest" gespielt. Einer der Kameraden übertrug das Stück ins Deutsche. Es hat sehr gut gefallen.

Eisner, der in Bern eine üble Rede wegen der Kriegsgefangenen gehalten hatte, wird ermordet.

Donnerstag, 6. März 1919.

In der Nähe des Lagers arbeiten in einem Steinbruch Amerikaner. Sie kaufen gerne Andenken von uns, z. B. Schiffe in Flaschen, Einlegearbeiten usw. Mit solchen Gegenständen versehen, schleichen sich nachts gefangene durch den Drahtzaun und tauschen dafür Taback, Zucker und dergleichen ein. Auf diese Weise machen die Händler im Lager ein Geschäft, das allerdings das Leben kosten kann.

Im Lager wird von gelernten Metzgern Wurst hergestellt und auch zu Tauschzwecken aus dem Lager gebracht, ja sogar in dem benachbarten Dorf Prêt verkauft. Die dortigen Bauern behaupten, dass sie in ganz Brest keine so gute Wurst bekämen wie die bei uns hergestellte.

Sonntag, 30. März 1919.

Winterabend

Die Nacht bricht an
 Kaum, dass der Tag begonnen,
 Mit schwarzen Schwingen senkt sie sich
 Schwer auf die gramerfüllten Hütten,
 Sie klettert nieder durchs Gewirr der Balken
 Verbreitend sich in dumpfen Räumen,
 Darin des Grabes Schweigen waltet.
 Gebrochener Menschen tote Augen starren
 Verzweiflungsvoll und müde durch die Dunkelheit.
 Fünf Jahre lang ein Sklavenleben
 Im Kerker dreissigfachen Stacheldrahts
 Und keine Aussicht, dass es bald zu Ende.
 Der Hoffnung Träume sind verweht, verbelichtet
 Sehnsücht'ger Wünsche lichtverklärte Bilder.

Erbarungslose Henker spannen ihre Fäuste
 Wollüstig stöhnend
 Um der Gefangnen schmerzgepresste Kehlen
 Die regungslos
 In weltenfernem Starren
 Des Wintertages abgekürzte Bahn
 Mit hoffnungslosem Seufzen schliessen.

Samstag, 12. April 1919.

In der Brester Bucht liegen 50 deutsche ausgelieferte
 Schiffe, zum Teil seit vielen Wochen. Sie wollen Deutschland
 mit Nahrungsmitteln versehen ?

Ostesonntag, 20. April 1919.

In 5 Tagen sollen die deutschen Delegierten zur
 Friedenskonferenz beigezogen werden.

In München sind seit einigen Tagen die Kommunisten
 am Ruder.

Donnerstag, 3. Mai 1919.

Der erste, herrlich warme Frühlingstag. Die
 "Friedensbedingungen" wurden heute den deutschen Delegierten
 in Versailles verlesen. Da kann man wohl sagen, dass es
 "Bedingungen" sind. Im Osten und Westen an Land beschnitten,
 wirtschaftlich geknechtet, als Sklave des Völkerbundes steht
 Deutschland da. Dieser Friede wird die erste Ursache des
 kommenden Krieges sein.

Ja, die deutschen Gefangenen werden im Friedens-
 vertrag auch erwähnt: Abzuholen nach Zeichnung des Vertrags mit
 deutschen Schiffen auf deutsche Rechnung. Und dies, nachdem
 unsere gesamte Kriegs- und Handelsflotte bis herunter auf die
 1500 t Handelsschiffe ausgeliefert werden musste. Dazu sollen
 120 Milliarden Kriegsschulden gezahlt werden!

Dienstag, 13. Mai 1919.

Das Wetter ist warm, abends schwül.

Alle Gefangenen werden von Wanzen geplagt. Wir haben
 nun in unserer Kameradschaft neben jedes Bett eine Kerze
 gestellt, die wir nachts von Zeit zu Zeit entzünden, um Wanzen
 zu jagen.

Mittwoch, 28 Mai 1919.

Seit einigen Tagen ist das Wetter richtig sommerlich. Ich sitze in der kurzen Sporthose in der Sonne und döse vor mich hin:

" Glück und Unglück, beides trag in Ruh,
Alles geht vorüber und auch Du !"

Donnerstag, 29. Mai 1919.

Die oesterreichischen Gefangenen kommen aus dem Lager weg.

Der Notenwechsel wegen des Friedens dauert ohne Aussicht auf bessere Bedingungen an.

Wir lesen, dass die besetzten Rheinlande als selbständige Republik aufgemacht werden sollen ! Das ist doch nicht möglich ! O Tollhaus !

Mittwoch, 11. Juni 1919.

Gestern wurde mein Kamerad Gustav Fritz zum Vertrauensmann der Baracke gewählt. Fritz ist ein wirklich guter Kamerad. Er hat schon als Freiwilliger in Deutsch-Südwest den Herero-Aufstand mitgemacht und ist ein anständiger Mensch vom Scheitel bis zur Sohle. Spasseshalber hatten wir aus diesem Anlass das Blasquartett bestellt, das vor dem Wecken frühmorgens vor dem Bett von Fritz das Lied spielte: " Ueb immer Treu und Redlichkeit. "

Wie lange werden wir noch hier sitzen.

Dr. Dorten der Präsident der Rheinischen Republik und seine sauberen Minister wurden von der Volksmenge verprügelt.

Sonntag, 15. Juni 1919.

Von Posten der französischen Wachmannschaft wurde schon wiederholt ins Lager geschossen. So heute auf meinen Kameraden R. aus Hamburg, als er abends vor der Baracke die Zähne putzte. Glücklicherweise ging der Schuss vorbei.

Ein betrunkenener Posten schoss in die Nachbarbaracke 52, verletzte den Kameraden Scheiding schwer an der Schulter und tötete einen friedlich auf seinem Bett sitzenden Seemann (Nawitzki) durch Herzschuss.

Montag, 16. Juni 1919.

Das Lager erhebt Protest wegen des erschossenen Kameraden. Alle Dienste für die Franzosen werden eingestellt. Drei Tage soll der Protest dauern.

Die Franzosen schliessen den Sportplatz ab und erlassen ein Post-Paket-und Zeitungsverbot gegen die Gefangenen.

Donnerstag, 19. Juni 1919.

Mir ist es manchmal, als ob aufgelöst
 In feinen Himmelsäther, der mich rings umgibt
 Wo weder Wunsch noch Erdenlärm die Stille trübt,
 Mein Innerstes in Reinheit sich entblösst.
 Ich schwebe, schwing mich frei von Erdschwere
 In unermesslich weite Fernen
 Und höre gleitend über Sternen
 Als wie im Traum das Rauschen von dem Meere.

Wir der Friedensvertrag unterzeichnet oder nicht.
 Trotz aller für uns Gefangene netstehenden Folgen bin ich für
 Nichtunterzeichnung.

Sonntag, 22. Juni 1919.

Heisse Sonne brütet auf der Insel. Wir sind müde und
 schläfrig. Dampf wie in den Baracken ist es auch in unserem
 Innern. Mit dem Gefühl eines Ertrinkenden, den die Kräfte ver-
 lassen wollen sehe ich der auf morgen angesetzten Unterzeichnung
 des Friedens entgegen. Wenn nur dieser Kelch an uns vorüber wäre.
 Der Schmerz der Heimat ist auch unserer.

Abends 20 1/2 Uhr wird bekannt, dass die in Scapa
 Flow internierte deutsche Schlachtflotte ihre Schiffe versenkte.

Freitag, 1. August 1919.

Heute war ich zum ersten Mal ausserhalb des Lagers,
 in St. Fiacre, um Kohlen nach der Pumpstation zu bringen. Es war
 eine gute Stunde Weg. Wir kamen durch Getreidefelder mit wechseln
 der Ergiebigkeit, daneben fanden sich kleine Gemüsegärtchen.
 Von Zeit zu Zeit kamen wir durch einen kleinen Flecken, dessen
 fensterlose Häuser aus dicken Quadern erbaut waren. Auf dem ganzen
 Weg sah ich ausser einem einzigen jungen Mann nur kleine Frauen
 und blassgesichtige Kinder.

Sonntag, 3. August 1919.

Ich lese das Buch " Vae victis!" des ehemaligen Mitgefangenen Madsack aus Uzès.

Samstag, 9. August 1919.

Zwei Gefangene sind aus dem Lager ausgebrochen. Nun soll ein neuer Stacheldraht um das Lager gezogen werden. Unsere deutschen Arbeiter im Lager aber weigern sich, dies zu tun.

Ein Gespräch

1. Internierter: " Du siehst ja ganz glücklich aus, was ist denn los mit Dir ?"
2. Internierter: " Ich habe ein Seebad genommen."
1. Intern.: " Du bist wohl ganz verrückt ?"
2. Intern.: " Nicht im geringsten, es ist wie ich sage."
1. Intern.: " Mensch, erzähle! "
2. Intern.: " Du weißt, dass wir seit Jahren auf einer Insel sitzen, wo es gewöhnlich kalt und stürmisch ist und der Regen selten aufhört. Aber in den paar Sommermonaten, wo die Sonne vom Himmel brennt, dass sich die Holzbaracken vor lauter Hitze zu Fragezeichen krümmen, ach, wie lockt mich da das Meer zum Baden! Aber Tatsache ist, dass wir nicht baden dürfen, weil es, dass das Meer durch die boches verunreinigt werden könnte oder aus einem anderen GRUND. Kommt da heute ein Leichter an mit Kohlen, die rasch abgeladen werden müssen. Wir greifen ordentlich zu, dass im Handumdrehen die 15 Tonnen gelöscht sind. Jetzt denk bloss: Unsere inständige Bitte, in's Meer hüpfen zu dürfen, um den Kohlenstaub von der Haut zu waschen, wird als Belohnung gewährt. Mit den anderen Kameraden stürze ich mich in die Wellen. Es ist mir dabei so wohl wie einem Fisch, der von der Angel losgekommen ist. Erst schwimme ich so ein bisschen auf dem Bauche, dann auf dem Rücken, sehe über mir den blauen Himmel und - mit einem Mal ist die ganze Gefangenschaft vergessen. Riesenkräfte erfüllen mich. Gewaltig rudern meine Arme. stossen die Beine, wie die Kolben einer Maschine. Bald jage ich mit der Fahrt eines abgeschossenen Torpedos durch die Wellen. Der Wind pfeift mir um die Nase. Unermüdlich schwingen die Arme , stossen die Beine. Durch

die Bucht schiesse ich in wahnsinniger Fahrt, dann in den Kanal hinaus. Wolken jagen zu meinen Häupten vorbei, schon blinken die Kreidefelsen von Dover herüber. Auf der gegenüberliegenden flachen Seite tauchen Windmühlen auf: Aha, Holland!

Immer weiter geht die tolle Fahrt. Schmutziggelbes Wasser verrät die Elbmündung. Schon schwimme ich stromaufwärts.

St. Pauli taucht auf, dabumm! war ich mit dem Schädel an eine Boje gerannt. Im gleichen Augenblick ruft die Trompete der Franzosen die Badenden ans Ufer zurück. Es war ein gemeines Aufwachen aus meinen Träumen, aber ich kann Dir sagen, es war schön, mal für ein Vietrelstündchen die ganze Gefangenschaft und alles was drum und dran ist, zu vergessen. So, nun weisst Du, warum ich so glücklich aussehe.

1. Intern.: Na, da hast Du allerdings Grund dazu. Hast Du übrigens das von Hein gehört ?

2. Intern.: Meinst Du den Speckjäger Hein in Baracke III ? Was ist mit dem los?

1. Intern.: Ja denk' Dir nur. Der hat von seiner Frau einen Brief bekommen, in dem sie schreibt, sie erwarte ihn von Tag zu Tag und könne nicht begreifen, dass er nicht kommt. Es stehe doch in den deuschten Zeitungen dass alle Internierten sich frei bewegen dürften.

2. Intern.: Ist nicht möglich!

1. Intern. Jawohl! Und dann schreibt sie noch, sie könne ja verstehen, dass er nach der langen Gefangenschaft sich noch etwas in Frankreich amüsieren wolle, aber er solle doch nicht vergessen, dass er Frau und Kinder zu Hause habe.

2. Intern.: Nicht möglich! Übrigens eine vernünftige Frau!

1. Intern.: Was sagst Du nun ?

2. Intern.: Na adjüs!

1. Intern.: Adjüs.

12 August 1919.

In der Kantine werden getragene amerikanische Militärhemden von olivgrüner Farbe zu ffrs. 5.-- je Stück verkauft. Wie ich hörte, werden die gleichen Hemden in Brest zu 28 centimes das Kilo (= 5 Hemden) verkauft. Das ist ein gutes GESCHAFT für den Kantineninhaber!

Samstag, 16. August 1919.

Das Wetter ist brühwarm.

Der "Temps" berichtet, dass von einer Herausgabe der deutschen Gefangenen überhaupt erst danndie Rede sein wird, wenn "ausser" Deutschland noch drei alliierte Grossmächte den Frieden ratifiziert haben werden. Und dann?

Samstag, 23. August 1919.

Nun sind es drei Jahre, dass wir, in Ile Longue eingetroffen sind ! Der Stacheldraht wird zur Zeit erneuert !

Dienstag, 26. August 1919.

Heute wurde zum ersten Mal offiziell die Erlaubnis zum Baden egeben. Wir hatten im letzten Jahre wiederholt und auch in diesem Jahr an den Präfekten geschrieben, dass man uns doch baden lassen möchte. Baden ohne Badeboot ist aber nicht erlaubt und ein Boot auf der Insel wäre von den Deutschen vielleicht zur Flucht benutzt worden. Wir hören nun, dass ein Boot schon vor 6 Wochen geschickt worden sei, aber vom Leutnant der Wache beschlagnahmt und zum Fischen benutzt worden. Aus diesem Grund dürfen wir Gefangene beim heissesten Wetter sechs Wochen lang nicht baden !

Mittwoch, 27. August 1919.

Heute Nacht sind drei Gefangene bei dem Versuch, bei Ebbe nach dem Festland zu entfliehen, gefasst worden. M. hat dabei einen Bayonettstich bekommen und wurde ins Lazarett nach Brest gebracht. Sturm und Regen machen dem Sommer ein Ende.

Donnerstag, 28. August 1919.

In der Nacht hörte ich kurz nacheinander zwei Schüsse fallen. Draussen peitscht Sturm und Regen durch die Lagergassen. Am Tag hören wir, dass wieder zwei Ausreisser abgefasst wurden.

Samstag, 30. August 1919.

Es wird wieder ein Ausreisser gemeldet. Nach Aussage des Arztes soll der Leutnant der Wache bei dieser Nachricht Krämpfe bekommen haben. In der Nähe des Lagers sehen wir Patrouillen nach dem Ausreissersuchen. Die Wachen wurden vervierfacht. In schroffem Gegensatz dazu steht in "Temps" vom 30/8/1919:

Les prisonniers de guerre vont être repatriés.

Le conseil suprême des Alliés a décidé de rendre publique la déclaration suivante relative aux prisonniers de guerre:

" En vue de diminuer, aussi rapidement que possible, les souffrances causés par la guerre, les puissances alliées et associées ont décidé de devancer la date de ratification du traité de paix avec l'Allemagne, en ce qui concerne le rapatriement des prisonniers allemands. Les opérations de rapatriement commenceront immédiatement et seront conduites sous les auspices d'une commission inter-alliée à laquelle un représentant allemand sera ajouté dès la mise en vigueur du traité.

" Les puissances alliées et associées désirent qu'il soit bien entendu que la continuation de cette politique bienveillante dont les soldats allemand tireront de si grands avantages, dépendra de l'accomplissement par le gouvernement et le peuple allemands, de toutes les obligations qui leur incombent."

--- Rappelons que d'après le traité de Versailles, le rapatriement des prisonniers allemands devait commencer seulement après la mise en vigueur de ce traité, c'est à dire après sa rectification par trois des principales puissances alliées ou associées."

Freitag, 5. September 1919.

Zum dritten Mal dürfen wir im Meer baden.

Ein neuer Drahtzaun wird uns Lager gezogen (Lazarett), der unsere Bewegungsfreiheit noch mehr einengt. Der "Temps" bringt einen Brief an den Direktor der Zeitung, wobei der Einsender der Entrüstung Ausdruck gibt, dass die Gefangenen "jetzt schon" shtlassen werden.

Meine Eltern haben in letzter Zeit so oft der Hoffnung Ausdruck gegeben, mich bald wiederzusehen, dass ich bittere Briefe nach Hause geschrieben habe. Wenn die Leute in Deutschland doch endlich begreifen würden, dass wir als Garantie für die von ihnen übernommenen Verpflichtungen dienen.

Dienstag, 23. September 1919.

In der Baracke gibt es viele Mäuse. Wir haben jetzt "Muschi" eine Barackenkatz die oft ein Mäusefrühstück hat.

Sie kommt jede Nacht zu mir und legt sich auf meine Füße, die morgens durch das kleine Tierchen an den äussersten Bettrand gedrückt sind.

Mittwoch, 24. September 1919.

Ein durch das Lager gezogener neuer Drahtzaun wurde über Nacht von uns abgerissen. Die Pfähle geben eine Menge Feuerholz. Alle Baracken werden mit neuen Riegeln versehen, damit sie während des Appells verschlossen werden können. Wir haben die Riegel sofort abgesehraubt. Es ist so kalt geworden, dass wir den Kohlenofen wieder in Benützung nehmen.

Freitag, 26. September 1919.

Von der schweizerischen Gesandtschaft ging heute dem deutschen Hilfsausschuss auf Anfrage folgender vom 16. ds. datierter Brief zu:

" Die schweizerische Gesandtschaft bestätigt Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 30. August und teilt Ihnen mit, dass nach den Auskünften, die sie zu erhalten vermochte, +die Heimbeförderung der Zivilinternierten selbst noch vor Ratifizierung des Friedensvertrages zu beginnen. Sie können daher diesbezüglich Ihre Kameraden beruhigen."

Die französische
Regierung damit
schmet

Samstag, 27. September 1919.

In der Brester "dépêche werden für unser Lager Wachleute gesucht. Da scheint es noch gute Zeit mit unserem Heimkommen zu haben.

Sonntag, 28. September 1919.

Ein eisiger Nordsturm bläst über die Insel, so dass man keinen Schritt ausserhalb der Baracke tun kann.

Ich warte seit Tagen auf Nachrichten aus der Heimat.

Durch die verlogenen Zeitungsmeldungen werden allerlei Parolen über unsere Heimbeförderung in Umlauf gesetzt. Sie bereiten mir nur Qualen.

Montag, 29. September 1919.

Die Nacht war bitter kalt, so dass ich meinen Mantel über meine Decken breiten musste um überhaupt warm zu haben. Die Posten vor dem Lager geben jetzt während der Nacht Schüsse ab, um uns vor dem Ausreissen abzuschrecken. An der Inselfurt wird ein neuer Stacheldrahtzaun errichtet, die Wachmannschaft verstärkt und während der Nacht Horchposten in den Ginsterbüschen aufgestellt. Die Kohlen für die Küchen werden rationiert. Auf den Mann entfallen pro Woche 2 1/2 kg Kohle

Dienstag, 30. September 1919.

Morgens 8 Uhr zeigt das Thermometer 8° Wärme. Seit etwa 6 Wochen sind 4 französische Arbeiter damit beschäftigt, den Drahtzaun zu verstärken, neue Pfähle einzurammen und neue Drähte zu ziehen.

Fritz baut für unseren Ofen ein neues Rohr aus Kondensmilchdosen. Die Gefangenen brechen alte leerstehende Baracken ab, um Holz für den kommenden Winter zu gewinnen.

Mittwoch, 1. Oktober 1919

Der Hilfsausschuss veröffentlicht folgende Mitteilung:

" Das Rote Kreuz in Frankfurt a/Main teilt in einem Brief an den deutschen Hilfsausschuss, datiert vom 17. September, mit, dass nach einer Note, die im Nachrichtenblatt der Reichsstelle für die Kriegs- und Zivilgefangenen erschienen ist, die französische Regierung sich bereit erklärt hat, die Zivilgefangenen sofort in die Heimat abzutransportieren."

Der von den Gefangenen vor einer Woche abgerissene Stacheldrahtzaun im Lager wird heute unter militärischem Schutz wiederaufgebaut.

Donnerstag, 2. Oktober 1919.

Am Büro der Verwaltung ist ein Anschlag ausgehängt, wonach die Post der zivilen Kriegsgefangenen nicht mehr der Zensur unterworfen sein soll.

Freitag, 3. Oktober 1919.

Was helfen alle Verordnungen! Die Gefangenen wollen endlich heraus aus dem Stacheldraht! Die Menschen müssen ja irrsinnig werden! Jede Nacht brechen Leute aus, werden irgendwo wieder abgefasst, bekommen 30 Tage Arrest, dann ist es wieder wie zuvor.

Samstag, 4. Oktober 1919.

29 Gefangene sind heute Nacht in einem grossen Boot ausgerissen. In allen benachbarten Orten werden sie wieder gefasst und kommen in die Kasematten der Insel.

Sonntag, 5. Oktober 1919.

Im "Tamps" erscheint ein Artikel über die Heimschaffung der Kriegsgefangenen. Das französische Aufsichtspersonal munkelt auch, dass wir bald fortkommen sollen. Aber wie oft sind wir schon enttäuscht worden.

Am Abend geht das Gerücht, dass 26 der Ausreisser wieder gefasst worden seien.

Montag, 6. Oktober 1919.

Die Ausreisser wurden nachts zurückgebracht und gleich in die Kasematten geschafft. Zu der schnellen Entdeckung trug ein Steckbrief bei, der gegen einen amerikanischen Soldaten gerichtet war und diesen als "type boche" bezeichnete.

Mittwoch, 8. Oktober 1919.

Neues Lagergeld wird ausgegeben.

Wieder einmal keimt die wunderbare Hoffnung auf Befreiung in mir. Was bin ich anders als ein ewig hoffender Mensch. Vergebens suche ich die aufsteigende Hoffnung niederzuzwingen. Sie ist da und schmeichelt und streichelt so lange bis ich wieder zu glauben beginne.

Zum ersten Mal seit vielen Jahren brennen wir wieder eine normale Petroleumlampe, für die Petroleum zu kaufen war. Die Lichtfülle ist uns allen ungewohnt.

Freitag, 10. Oktober 1919. 1826. Tag.

5 Jahre Gefangenschaft !

Wann werden wir befreit werden ?

Wo bleibt Recht und Gerechtigkeit ?

Ein Unrecht ist an uns begangen worden, dessen Spuren unauslöschlich in uns eingegraben sein werden. Gegen das Völkerrecht hat man uns gefangen, im Namen des Rechts hält man uns gefangen. Wer gibt uns die verlorenen Jahre zurück ?

Ganz still will ich nach Hause kommen. Das Betreten des heimatlichen Bodens wird für mich ein heiliger Augenblick sein

Samstag, 11. Oktober 1919

Der deutsche Kanzler Bauer drückt sich in folgenden Worten über die Kriegsgefangenen aus:

" Die vom ganzen Volk so lange gewünschte Heimbeförderung der Kriegsgefangenen hat endlich begonnen. Es ist uns äusserst schmerzlich, dass sie so langsam von Statten geht, aber wir müssen alles ertragen, denn wir wollen den Friedensvertrag loyal erfüllen.

Sonntag, 12. Oktober 1919.

Gegen ein Uhr verbreitet sich die Nachricht, dass ein Telegramm angekommen sei, wonach unser Lager in zwei Transporten am 20. und 26. des Mts. nach Hause befördert werden solle. Die Nachricht vom Mittag bestätigt sich am Abend. Bis jetzt ist noch kein Gegenbefehl eingetroffen. Aber waren wir nicht vor einem Jahr genau soweit?

Montag, 13. Oktober 1919.

Nächsten Montag soll der erste Transport von 600 Mann abgehen. Ich bin diesem Transport zugeteilt. In Mainz sollen wir von deutschen Behörden übernommen werden.

Mittwoch, 15. Oktober 1919.

Ich schreibe einen Abschiedsbrief nach Spanien.

Träge geht die Zeit dahin.

Donnerstag, 16. Oktober 1919.

Es ist sehr kalt. Eisiger Nordwind fegt über die Insel.

Freitag, 17. Oktober 1919.

Noch drei Tage und drei Nächte.

HEIMKEHR

(ohne Krawatte vorgetragen an
einem bunten Abend)

Ihr lieben Freunde, die Ihr hier versammelt
Zur Reise quer durch Deutschland seht Ihr mich bereit,
Ihr wundert Euch, dass nicht am Kragen bammelt
Ein Schlips als Zeichen echter Männlichkeit.

Gestattet mir, dass ich Euch dieses deute:
Das neue Deutschland trägt verschiedene Couleur,
Doch an der Farbe kennt man seine Leute
Und wählt man falsch, passiert leicht ein Malheur.

Damit die Heimat nicht zum Feind mir werde
Bin ich politisch ganz charakterlos,
Halt' mir vom Halse jegliche Beschwerde
Indem ich wechsele die Krawatte bloss.

Führt mich die Eisenbahn durch fromme Fluren,
Allwo das schwarze Zentrum ist zu Haus,
Zähl ich mich zu den christlichen Naturen
Und hole meinen schwarzen Schlips heraus.

Komm' ich durch Städte, wo man sozial,
So ist im Nu der rote Schlips gebunden
Und fluch ein Weilchen ich aufs Kapital,
Ist zum Genossenherz der Weg gefunden

Recht schwierig dünkt Euch der Krawatte Wahl,
Wo der Parteien Grenzen sich verwischen,
Wo Demokraten, Bündler, klerikal,
Konservativ und Spartakus sich mischen ?

O nein, ich habe wohl es überdacht,
Der Unschuld weisse Farbe bricht mir Bahn,
Wenn nochso blutig tobt die Strassenschlacht,
Ich komme unversehrt am Ziele an.

So reise ich mit meiner leichten Bürde
Und rate Euch: Folgt der gewies'nen Spur,
Entgehrt auch Unbeständigkeit der Würde,
Beständig heute ist der Wechsel nur.

Doch, wenn dereinst nach Jahren bitt'rer Not
Im Gleichtakt wieder deutsche Herzen schlagen,
So will ich die drei Schlipse schwarz-weiss-rot
In engverknüpftem Farbenknoten tragen.



Heimkehr
zum umstehenden Gedicht

Das Ende

Zwei grosse Ereignisse hatten das Jahr 1918 eingeleitet und unsere Gemüter auf das Heftigste bewegt. Die deutsche Frühjahrsoffensive und der Berner Austauschvertrag.

Alle Müdigkeit und Apathie war verflogen, als mit Anbruch des Frühjahrs die deutsche Offensive im Westen begann. Jetzt warteten wir wieder von Stunde zu Stunde auf Nachrichten von der Front. Die Ankunft der Zeitung war der wichtigste Augenblick im Lager. Eine hochgehende Welle des Hoffens, des Bangens lief durch uns. Wir erlebten, wie die Franzosen von den alten Forts der Insel die Bronzemörser holten, um sie an die bedrohte Front zu werfen und wir wünschten ihnen, dass dies alles vergeblich sein möchte.

Mitten in die Erfolge der deutschen Herre hinein traf die Nachricht vom Abschluss des Berner Austauschvertrags, wonach alle Zivilinternierten bis zum 15. August heimbefördert sein sollten. Wir sollten wieder frei werden. Frei! Nach dreieinhalb-jähriger Qual der Gefangenschaft! Wie ein Zauber erschien uns dies ! Doch wer wollte an dem klaren

Wortlaut des Vertrages zweifeln? Jetzt hielten wir es nicht mehr aus in den engen Baracken. Wir stürmten hinaus ins Freie wo frühlingswarm die Sonne schien und alle guten Geister in uns zu wecken schien. Mächtig blühte noch einmal der Turn- und Sportbetrieb auf und fand seinen erhebenden Ausdruck in der Abhaltung der Pfingstwettkämpfe auf dem Sportplatz mit gemeinsamen Freiübungen und Spielen, an denen das ganze Lager teilnahm.

Aber wieder einmal liess der ersehnte Austausch auf sich warten. Es wurde Sommer. Am fünfzehnten August waren wir immer noch auf der Insel, nur eine kleine Anzahl Elsässer wurde an diesem Tage von der Insel abbefördert. Einige Wochen später folgte eine kleine Anzahl Deutscher aus Marokko. Wir selbst sollten vergebens warten.

Schlimmer aber als dies waren die Nachrichten, die von der Front kamen. War uns die Zurücknahme der deutschen Truppen aus dem Sack an der Marne noch erklärlich erschienen, so zeigten doch die folgenden Wochen, dass unsere Kräfte nicht mehr stark genug waren, den Krieg mit einem Sieg zu beenden. Wir erlebten mit, wie die Front abbröckelte. Die französischen Zeitungen überschlugen sich in Siegesgeschrei. Da erfolgte plötzlich der Zusammenbruch der Balkanfront. Immer verzweifelter schien die Lage unserer Heimat und dann kam der furchtbare Tag, der alle Hoffnungen auf ein ehrenvolles Ende in Trümmer schlug: Der elfte November. Nun waren wir Gefangenen erbarmungslos der Härte der Sieger ausgeliefert.

Am elften November 1918 donnerten aus Brest die Geschütze zu uns herüber und verkündeten damit den schmachlichsten Waffenstillstand der Geschichte. Die meisten

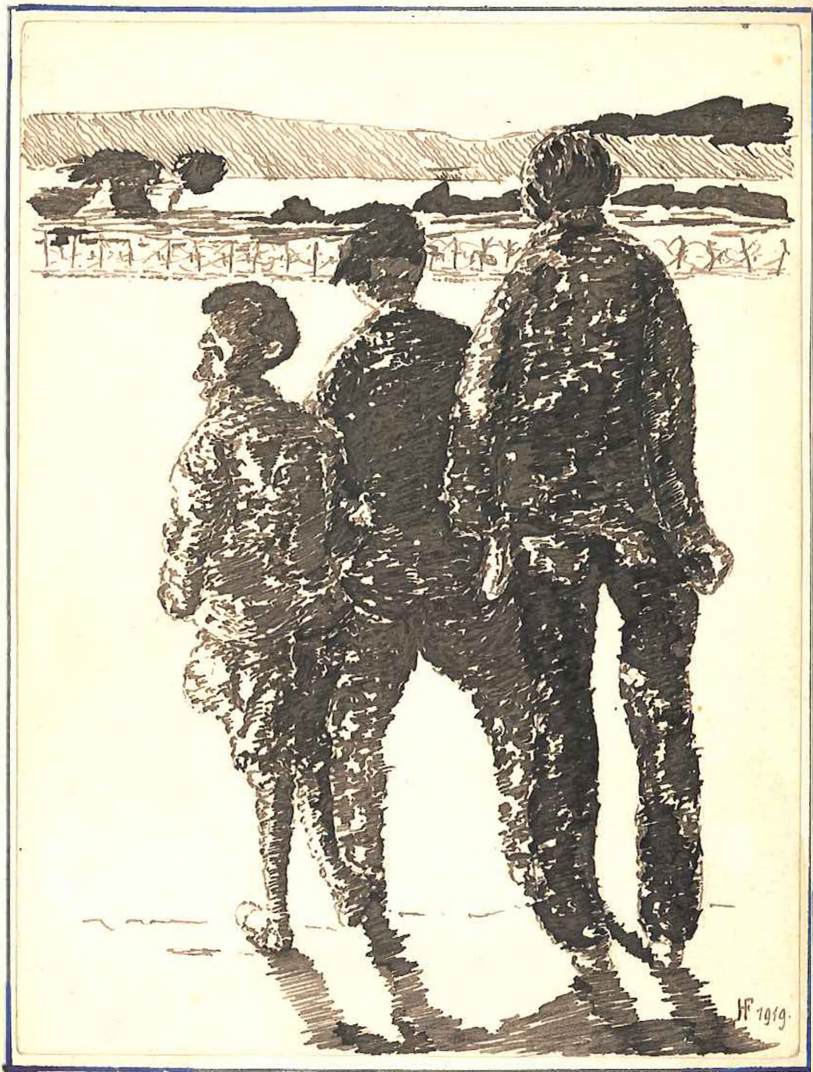


Ju der Barzcke

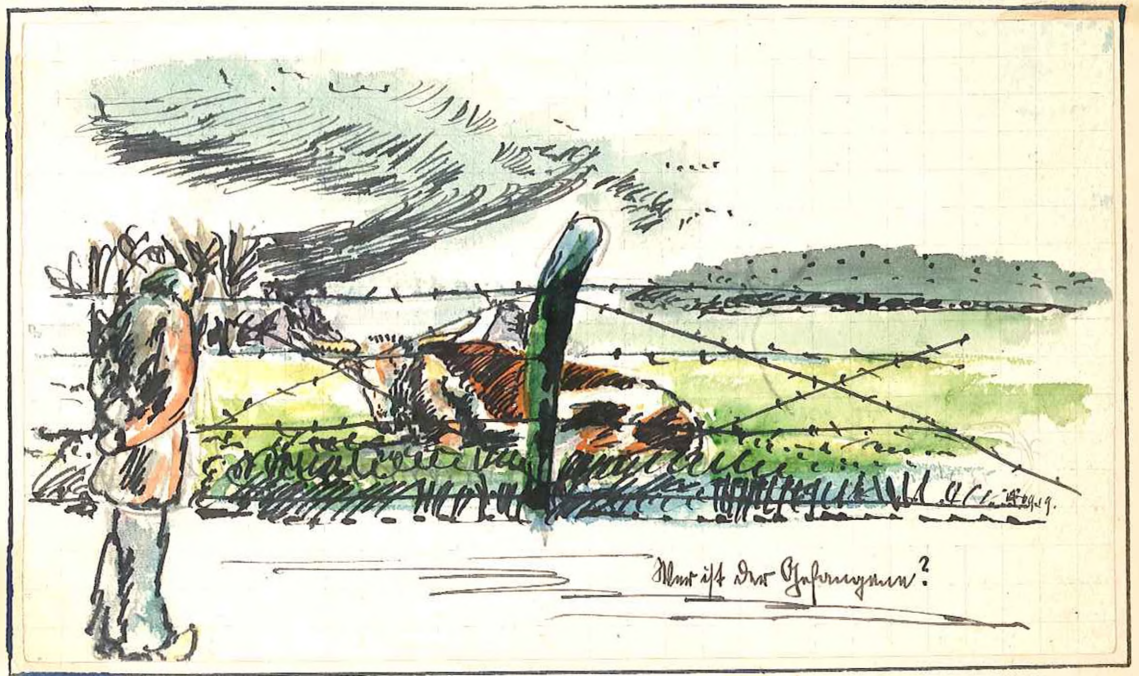
Kameraden brachen an diesem Tage zusammen. Vernichtet war alles, was uns vier Jahre lang aufrecht erhalten hatte, vernichtet die Hoffnung, von den grausamen Siegern bald der Freiheit zurückgegeben zu werden. Der frische Hauch, der noch vor wenigen Monaten durch den Moderstaub der Baracken geweht hatte, war verschwunden. Wir waren alle totenblass, als wir die Waffenstillstandsbedingungen lasen. Das wagten sie uns anzutun! Und die Heimat, musste sie soche Bedingungen annehmen? Im tiefsten Innern zerrissen, stürzte ich aus der Baracke und irrte den Morgen über dem Drahtzaun entlang, unfähig, das Unglaubliche zu fassen. Wie ein Leichentuch breitete sich das Geschehen über das Lager. Es vergingen Tage, Wochen, Monate, ein weiteres Jahr. Wie sinnlos war es jetzt noch, uns Gefangene zu quälen und ~~uns~~ zurückzuhalten. Bitteres Heimweh nagte in uns. Unfähig zu allem Tun, legten wir uns auf die Strohsäcke und brüteten. Hörten das Ticken des Holzwurms im Gebälk. Ein ganzes Jahr ging noch dahin. Wir machten uns darauf gefasst, dass wir überhaupt nicht mehr nach Hause kämen, sondern von den Franzosen zum Aufbau in den zerstörten Gebieten verwendet würden. Noch im September 1919 wurden wir nach wie vor bewacht und behandelt. Gefangene versuchten auszubrechen und wurden wieder zurückgebracht. Mit dreissig Tagen Kasematte wurden sie bestraft. Eine schwere Grippe befiel noch das Lager und forderte Todesopfer. Schliesslich fiel noch ein gefangener Seemann unter der Mörderkugel eines französischen Postens, der über den Drahtzaun in eine friedliche Baracke schoss. Einem zweiten Gefangenen wurde dabei das Schlüsselbein zerschmettert. Das Jahr 1919 näherte sich schon seinem Ende, als am zwöften Oktober ein Telegramm eintraf, nach welchem unsere Abreise auf den Zwanzigsten Oktober festgesetzt wurde. Wir waren seelisch so zerstört,

dass wir die Mitteilung mit völliger Apathie aufnahmen. Wir waren zudem nicht sicher, ob nicht ein Gegenbefehl oder eine sonstige Massregel die Ausführung des gegebenen Versprechens zunichte machen würde. Als sich aber die Anzeichen verdichteten, dass wir doch endlich befreit würden, wich ganz allmählich die Gleichgültigkeit, mit der wir uns gegen so viele erfahrene Enttäuschungen gewappnet hatten. So schwebten wir während der entscheidenden Tage zwischen dem Warten auf Befreiung und der Angst, dass alles nur Täuschung sei. Am zwanzigsten Oktober fand die Abreise von Ile Longue statt. Wir packten die notwendigsten, stark gelichteten Habseligkeiten zusammen und wurden eingeschifft. In Brest wimmelte es von Amerikanern. Wir bestiegen den Zug, diesmal ohne Bewachung, der auf vielen Stationen hielt. Wir stiegen aus und kauften wie die Kinder alles, was es auf den Bahnbuffets gab. Während der folgenden Nacht schlich der Zug nördlich an Paris vorbei, dann fahren wir der Marne entlang. Ich las die Station "Dormans" wo die Deutschen noch im Sommer 1918 am weitesten nach Süden gestossen waren. Ein vollständig ausgebrannter Zug stand noch auf den Geleisen. In Château^{Thierry} standen deutsche Kriegsgefangene hinter einem Zaun. Einem deutschen Soldaten, der auf dem Bahnhof stand, warfen wir einen Zivilmantel über und brachten ihn mit. Die armen Kerls mussten ja noch länger in Gefangenschaft bleiben. Es wurde wieder Nacht, während wir langsam nach Osten fahren. Da wurde es Tag. Ich las die Station Weissenbur. Dass es über die Grenze ging, merkten wir daran, dass uns die auf dem Felde arbeitende Bevölkerung zuwinkte. Und da presste sich mir plötzlich die Kehle zusammen und wie ein Wunder, fing das tote Herz laut zu schlagen an.

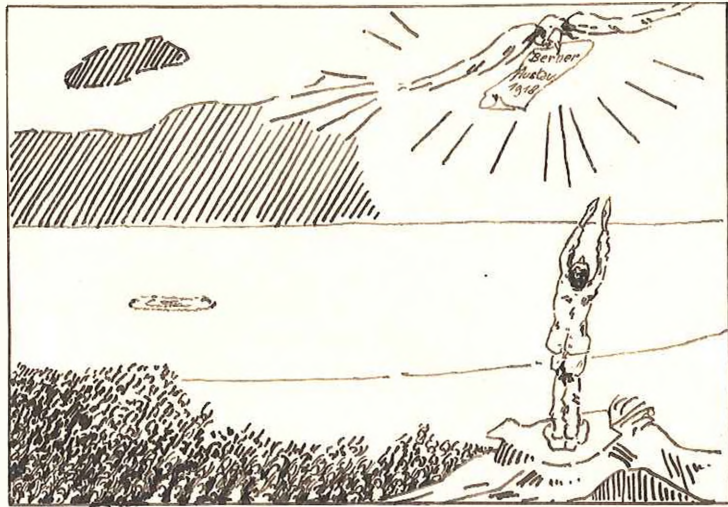
Ueberall waren die Stationen von französischen Truppen besetzt. Endlich "Göldstein" bei Frankfurt, der äusserste Posten des von den Franzosen besetzten Gebiets. Die Negerwache blieb zurück. Erst jetzt war ich in Deutschland und fühlte mich frei.



Blick auf die Bremer Bucht



Went up to the Gahmman?

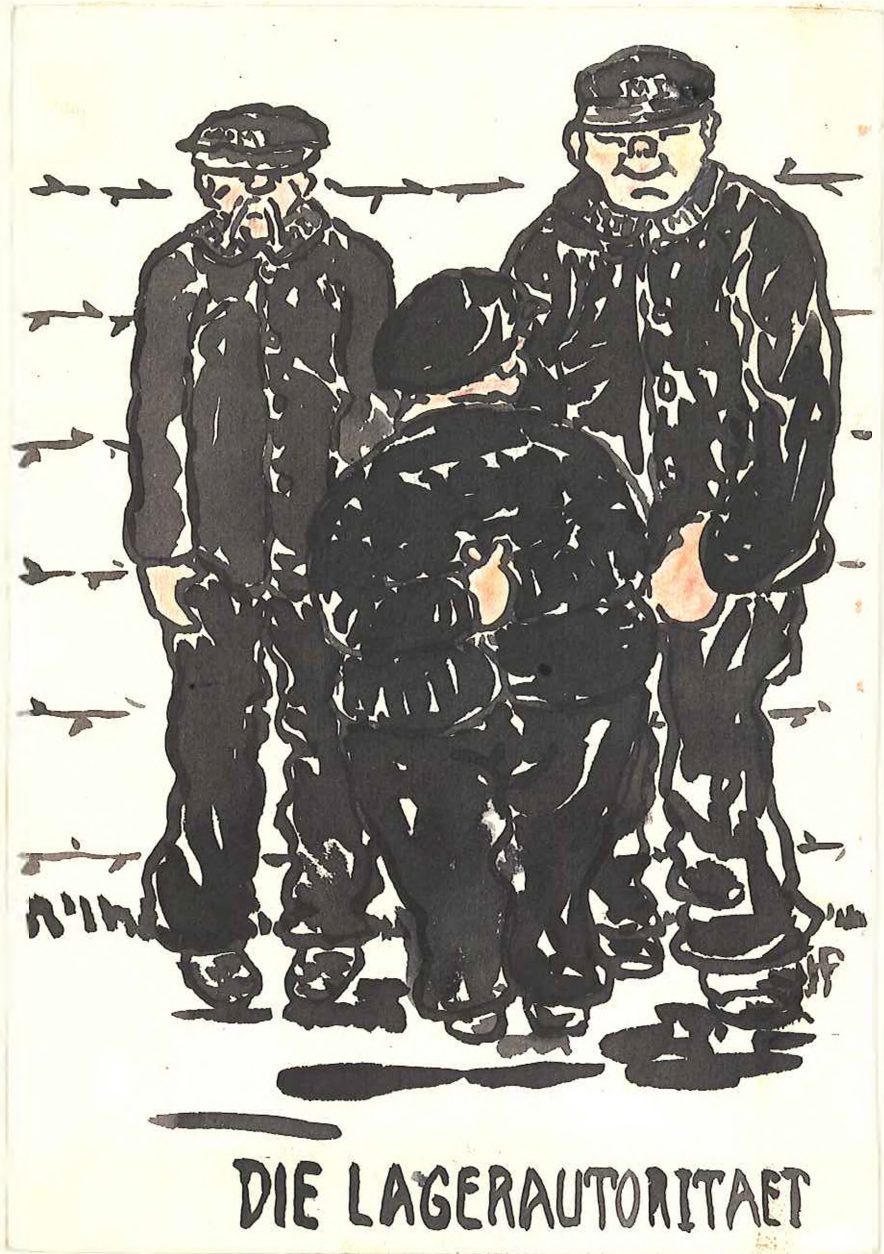


Der Berner Gefangenen-Austauschvertrag von 1918

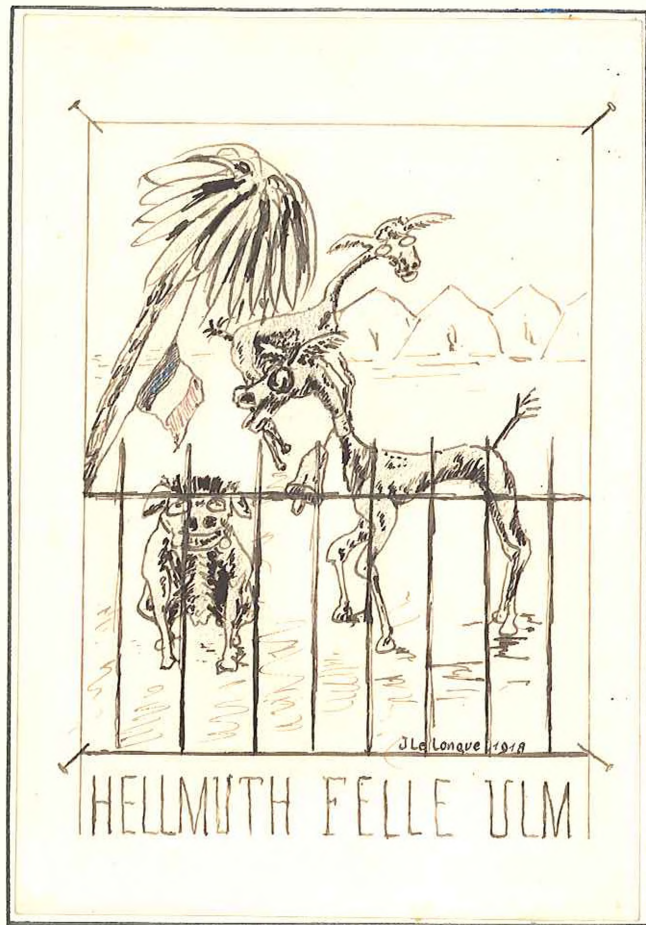


Der Wachmann vom Innenministerium





DIE LAGERAUTORITAET



Entwurf zu einem Exlibris



Hockey



Fussball

Jle Longue



Theater-Propaganda



Je Longue

*Die Medaille
Ludwig Thoma*



Le Longue

Alt Heidelberg



Die Longue

*Die versunkene Glocke
Gerhard Hauptmann*